

# **Jahrbuch**

des

**Oberösterreichischen Musealvereines**

103. Band



**L i n z 1 9 5 8**

---

Verleger: Oberösterreichischer Musealverein, Linz, Museumstraße 14

Druck: Oberösterreichischer Landesverlag, Linz, Landstraße 41

Druckstöcke: Klischeeanstalt Franz Krammer, Linz, Klammsstraße 3

# Inhalt.

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                              | Seite |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| 1. Vereinsbericht . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                  | 5     |
| 2. Wissenschaftliche Tätigkeit und Heimat-<br>pflege in Oberösterreich . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                             | 9     |
| <p>(Landesmuseum 9, Landesarchiv 44, Institut für Landeskunde 57, Bundes-<br/>staatliche Studienbibliothek 62, Denkmalpflege 65, Ausgrabungen in Lauriacum-<br/>Enns 81, Stift St. Florian 85, Landesverein für Höhlenkunde 86, Biologische<br/>Station Schärding 88, Botanische Station Hallstatt 88, Sternwarte Gmunden 89,<br/>Landwirtschaftlich-chemische Bundesversuchsanstalt 90)</p> |       |
| 3. Nachruf . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                         | 97    |
| Johann Oberleitner.                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                          |       |
| 4. Beiträge zur Landeskunde:                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                 |       |
| Eduard Straßmayr, 125 Jahre Oberösterreichischer<br>Musealverein . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                   | 103   |
| Alfred Marks, Das Schrifttum zur oberösterreichischen<br>Geschichte im Jahre 1957 . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                  | 109   |
| Edmund Guggenberger, Meine Erinnerungen an<br>Andreas Reischek . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                     | 125   |
| V. Wibiral, L. Eckhart, B. Ulm, E. Beninger,<br>A. Kloiber, Archäologisch-kunsthistorische Forschungen an<br>der Filialkirche zu St. Michael ob Rauhenödt . . . . .                                                                                                                                                                                                                          | 131   |
| Josef Schadler, Der entleerte Gosausee . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                             | 191   |

# **Archäologisch-kunsthistorische Forschungen an der Filialkirche St. Michael ob Rauhenödt, Bezirk Freistadt.**

## **Denkmalpflege.**

Von  
Norbert Wibiral.

Vor ungefähr hundert Jahren, also zu jenem Zeitpunkt, da Adalbert Stifter „Conservator für das Kronland Oberösterreich“ geworden war<sup>1)</sup>, stand die Filialkirche St. Michael ob Rauhenödt (Abb. 1) bereits im Bereich denkmalpflegerischer Obsorge. Aus einer im öö. Landesarchiv<sup>2)</sup> liegenden Weisung der k. k. Kreisbehörde an das Bezirksamt Freistadt erfahren wir, daß das „Bewerfen der Kirchenmauer“ zur Erhaltung des Gebäudes notwendig sei und daß es auch dringend angezeigt erscheine, „daß der dortige mittelalterliche geschnitzte Flügelaltar nicht dem Verfall preisgegeben werde“. Welche Arbeiten auf Grund dieser Weisung auch tatsächlich am Objekt ausgeführt worden sind, geht aus dem Aktenbestand nicht hervor, feststeht jedoch, daß hier gearbeitet worden ist, und die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß es sich dabei um jene in der Weisung grob umrissenen notwendigen Maßnahmen gehandelt hat. Leider haben wir auch derzeit keinen Beleg dafür, daß etwa A. Stifter selbst, ähnlich wie in Kefermarkt, Pesenbach usw., der Initiator dieses Unternehmens gewesen sei<sup>3)</sup>.

Gegen Ende des 19. Jh. muß eine Restaurierung des Hochaltars stattgefunden haben, von welcher uns ein Renovierungsdatum (1898) auf der Rückseite einer der Schreinfiguren unterrichtet. Der Erfolg dieser Maßnahme scheint aber nicht bedeutend gewesen zu sein, weil sich bereits in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts wieder Stimmen erhoben, welche unter Hinweis auf die dem Altar so schadende Feuchtigkeit in der Kirche den Vorschlag machten, das Kunstwerk in die Sammlungen des Stiftes St. Florian aufzunehmen<sup>4)</sup>. Bei allen Untersuchungen, die in diesen Jahren sowie in der Folgezeit durchgeführt worden sind, konnte immer wieder festgestellt werden, daß nicht der Wurmbefall, welcher erst in der letzten Zeit in geringem Ausmaß festgestellt werden konnte, für den schlechten Zustand des Altars (vor allem der Plastiken, siehe Abb. 2) verantwortlich zu machen ist, sondern die Feuchtigkeit im Kirchenraum.

Das Abspringen der Fassung und Aufquellen des Grundes bis zum Holz gehen darauf zurück.

Eine 1934 durchgeführte genaue Untersuchung des Objektes durch Holzfachleute<sup>5)</sup> hat ferner klargestellt, daß auch die bei der letzten Restaurierung des Altars zu Ende des vorigen Jahrhunderts ergänzten und befestigten Zierate deshalb wieder abfielen, weil der verwendete Leim sich infolge der Feuchtigkeit der Kirche gelöst und daher die Bindekraft verloren hat. Auch bei den Tafelgemälden hängen das teilweise abblätternde freskoartig-kreidige Pigment, die aufgesprungenen Leimfugen usw. mit den gleichen Ursachen zusammen<sup>6)</sup>.

Schon Ende der zwanziger Jahre hat die Denkmalpflege im Rahmen der damals sehr spärlichen Mittel versucht, durch bauliche Instandsetzung der Kirche die Feuchtigkeit zu bekämpfen und damit jene Voraussetzungen zu schaffen, welche den Weiterbestand des Kleinods der Kirche, das ist des Hochaltars, neben welchem übrigens noch die barocke Kanzel, die Seitenaltäre, die Orgel und vor allem die vielleicht von Hans Heinz<sup>7)</sup> stammende schöne barocke Kreuzigungsgruppe (Mitte des 17. Jh.) zu nennen sind, gewährleisten. So sind damals vor allem mittels einer wohl-organisierten Spendenaktion<sup>8)</sup>, an welcher sich verschiedene Persönlichkeiten in hochherziger Weise beteiligten, das Schindeldach und der Dachreiter instand gesetzt worden. In der ersten Hälfte der dreißiger Jahre erhielt der Bau einen neuen Außenverputz sowie einen Neuverputz des Inneren, nachdem man den alten, von einem Mauerschwamm durchsetzten Verputz abgeschlagen hatte.

Alle diese Maßnahmen waren jedoch nicht imstande, dem Übel der Feuchtigkeit in umfassender Weise zu steuern. Schon 1935 hat G. Gugenbauer<sup>9)</sup>, der um die öö. Kunstgeschichte verdiente Forscher, wieder auf den desolaten Zustand des Hochaltars hinweisen müssen. Die Stimmen, die eine durchgreifende Sanierung des Bauwerkes forderten, sind von da ab nicht verstummt. Wieder wird von der Schadhaftigkeit des Schindeldaches berichtet. Anlässlich der Manöver der sowjetischen Besatzungstruppen im Jahre 1945 wurden Kirchenfenster durch Granatsplitter und Maschinengewehrgeschosse zerstört, der Hochaltar selbst, welcher glücklicherweise ohne Treffer verblieb<sup>10)</sup>, hat weiteres Ablösen der Fassung durch Erschütterungen der Granatexplosionen zu verzeichnen.

Die Situation in der Kirche, deren Mauerwerk aufsteigende Feuchtigkeit, deren Fußboden Algenbelag zeigte, wurde so katastrophal, daß das anlässlich der Ausstellung „Tausend Jahre christliche Kunst“ durch das öö. Landesmuseum restaurierte spätgotische Relief mit der Marienkrönungsdarstellung bereits seit 1951 wieder Abblätterungsschäden an der Fassung zeigt.

Die Denkmalpflege hat daher zum Zwecke einer geplanten Generalinstandsetzung des Bauwerkes im Jahre 1952 den österreichischen Steinfachmann Hochschulprofessor Dr. Alois Kieslinger eingeladen, ein Gutachten über den Zustand des Gebäudes und die Gründe für das Auftreten der Feuchtigkeit zu erstatten. Aus dem Exposé<sup>11)</sup> geht hervor, daß nicht eine, sondern mehrere Ursachen für die Durchfeuchtung der Kirche vorliegen, die alle zusammen jenen besorgniserregenden Gesamtzustand bewirken.

Diese Vielzahl der Feuchtigkeitsquellen kompliziert das Problem der Erhaltung der Bausubstanz. Festzuhalten ist, daß eine totale Trockenlegung des Mauerwerkes und des Kirchenraumes schon deshalb nicht möglich sein wird, weil die bei der Lage des Bauwerkes so ungünstigen atmosphärischen Verhältnisse (Nebel, allgemeiner Feuchtigkeitsgehalt der Luft) immer wieder durch Kondensation und Adsorption die vermutlich hygroskopische Salze enthaltenden Mauern zu Feuchtigkeitsträgern machen, eine Eigenschaft, die im vorliegenden Falle mittels Entlüftung nur zum Teil wirkungsvoll bekämpft werden kann.

Für die Denkmalpflege ergab sich aus dieser Situation die Notwendigkeit, Maßnahmen zu ergreifen, welche den Feuchtigkeitsgehalt der Kirche auf ein erträgliches Maß herabsetzen. Hier sind die seit Jahren laufenden Instandsetzungsmaßnahmen an der Bausubstanz zu nennen, ferner die Bekämpfung der von Prof. A. Kieslinger hervorgehobenen starken Grundfeuchtigkeit (Abb. 3). Im Hinblick auf die Bedeutung des Objektes entschloß sich die Denkmalpflege zu dem empfohlenen Radikalmittel der — allerdings teuren — Horizontalisolierung, um auf jeden Fall den wesentlichen Faktor der im Mauerwerk aufsteigenden Grundfeuchte auszuschalten.

Im Jahre 1956 wurde daher durch die Linzer Firma Ernst Hamburger die Horizontalisolierung (Abb. 4) durchgeführt. Die technische Beratung seitens der Denkmalpflege hat Dipl.-Architekt B. Reichhart (Bundesdenkmalamt Wien) übernommen. Die Aktion bestand in dem waagrechten Aufschlitzen des Mauerwerkes der Kirche in der Fundamentzone und Einziehen einer wasserdichten, zirka 15 bis 25 cm starken Sikabetonsschicht, welche der Grundfeuchte das Aufsteigen im Mauerwerk verwehren wird. Natürlich wird es noch Jahre dauern, bis das feuchtigkeitsdurchtränkte Mauerwerk den Gehalt an emporgestiegener Grundfeuchte abgegeben haben wird.

Die hauptsächlichsten weiteren Maßnahmen bestehen in der Drainagierung, der Fußbodenisolierung, der Anbringung eines neuen Innenputzes. Von einem Neuverputz der Fassaden mußte aus ökonomischen Gründen vorderhand abgesehen werden; hier erfolgte lediglich eine Ausbesserung des bestehenden Putzes und eine Neufärbelung.

Erst nach der Sicherung der Bausubstanz kann an die Restaurierung der spätgotischen und barocken Ausstattung herangegangen werden. Den Vorrang hat hier natürlich der Hochaltar. Er wurde, wie die übrigen Einrichtungsstücke, vor Inangriffnahme der Sanierungsarbeiten abmontiert und befindet sich in der Restaurierwerkstätte Kl. Rauch in Altmünster. Die Untersuchungen ergaben, daß die sich in so desolatem Zustand befindliche Fassung im wesentlichen neuzeitlich ist. Die obere Schicht sowie eine stellenweise darunter vorgefundene untere Schicht entstammen beide dem 19. Jh. und dürften von den Restaurierungen in den Jahren 1855/57 und 1898 herrühren. Ob unter diesem neuzeitlichen Bestand noch stellenweise eine spätgotische oder barocke Fassung vorhanden ist, wird sich erst sagen lassen, wenn die ruinierten oberen Schichten zur Gänze entfernt worden sind. Falls kein ausreichender Altbestand da ist, was aller Wahrscheinlichkeit nach der Fall sein dürfte, wird man an eine Neufassung denken müssen. Es würden sich hier dann ähnliche Probleme wie bei der Restaurierung des Hochaltars in der Pfarrkirche zu Gampern<sup>12)</sup> ergeben, nur mit dem Unterschied, daß die bestehende Fassung dort durch Wurmbefall, in unserem Falle dagegen durch Feuchtigkeit verdorben worden ist.

Aber noch andere interessante Probleme harren bei der Hochaltarrestaurierung der Lösung. So wird bei der von Kustos Gisela de Somzée vom öö. Landesmuseum durchzuführenden Restaurierung des malerischen Bestandes des Flügelaltars<sup>13)</sup> auch die noch unter einer Leimfarbe mit Lacküberzug verdeckte, aber teilweise durchschimmernde Malerei an den beiden konkaven Schmalseiten der Predella freizulegen und zu untersuchen sein. Soweit man bis jetzt ausnehmen kann, handelt es sich wahrscheinlich um männliche Halbfiguren, über denen sich Ornamente und je ein Schriftband befinden; vielleicht geben die letzteren näheren Aufschluß über genaue Datierung und den vermuteten Stifter dieses Altars. Weiter dürfen wir auf die Tatsache hinweisen, daß das oben erwähnte spätgotische Marienkrönungsrelief sich früher an Stelle der neuzeitlichen Epiphaniedarstellung in der Predella als Mittelstück mit flankierenden bemalten und geschnitzten Flügeln befunden hat<sup>14)</sup>. Auch hier muß noch eine genaue Untersuchung und Nachforschung über die tatsächliche ursprüngliche Gestalt dieses Altarteiles Aufschluß geben.

St. Michael, eines der bedeutendsten Denkmale spätgotischer Kunst des Mühlviertels, war somit seit Jahrzehnten Sorgenkind der Denkmalpflege und muß es noch auf einige Jahre hinaus bleiben. Man stand hier bei der landschaftlich so reizvollen, für das Bauwerk selbst jedoch höchst ungünstigen Lage ganz einfach vor der Alternative, die Kirche für die Zukunft überhaupt aufzugeben oder aber unter Einsatz aller notwendigen Mittel jene bestmögliche Situation zu schaffen, bei der das Denkmal unter

den gegebenen nachteiligen klimatischen und geophysikalischen Bedingungen weiter existieren kann. Bei diesem Objekt war der Denkmalpflege ein solcher Einsatz wert. Es erscheint günstiger, die Mittel auf einige bedeutende Filialkirchen zu konzentrieren — weiß man doch, daß die finanziellen Erfordernisse und die Zahl der bedürftigen Objekte groß sind.

Hinzu kommt, daß solche Denkmale in der klerikalen Finanzgebarung naturgemäß hinter den Pfarrkirchen rangieren. Die Denkmalpflege hat diesem Umstand Rechnung getragen, indem sie die Hauptlast der finanziellen Opfer auf sich nimmt. Finanziell beteiligt sind ferner das zuständige Pfarramt Grünbach, welches in dankenswerter Weise Geld- und Robotleistung der verständigen Bevölkerung aufbringt, die Diözesan-Finanzkammer, das Stift St. Florian als Patron sowie der Verein Denkmalpflege mit einer durch ihn organisierten Spendenaktion.

Vor allem aber sei dankend hingewiesen auf die wohlwollende Unterstützung, welche Herr Landeshauptmannstellvertreter Johann Blöchl dem Unternehmen angedeihen läßt. Ferner hat die Denkmalpflege in obzitiertem Zusammenhang besonders zu danken für die tatkräftige Hilfsbereitschaft der Herren Hofrat Dr. Anton Rußegger, Präsident des Vereines Denkmalpflege in Oberösterreich, und Rat d. w. D. Dr. Otto Wutzel, Sekretär des genannten Vereines.

Die oben skizzierten Sorgen der Denkmalpflege haben lediglich als Präambel zu dienen für das Punctum saliens dieses gemeinsamen Arbeitsberichtes: die archäologisch-kunsthistorischen Forschungen in der Kirche, welche von einer Notgrabung ihren Ausgang genommen haben.

Mehrere Gründe lassen sich für das Zustandekommen dieser Aktion anführen. Zeitlich günstig war einmal das Zusammentreffen einer aus finanziellen Gründen bedingten Pause bei den Sanierungsarbeiten am Bau mit der in freiwilliger Robot der opferbereiten Bevölkerung erfolgten Entfernung des Kirchenpflasters zum Zwecke der Fußbodenisolierung. Wesentlicher aber waren verschiedene, aus der Forschung resultierende Vermutungen und Widersprüche: so die in der Literatur vertretene Annahme einer vorchristlichen Kultstätte an dieser Stelle<sup>15)</sup>, die stilkritischen Zweifel, daß das Westportal erst vom Anfang des 16. Jh. stammen sollte, und vor allem die zeitliche Diskrepanz zwischen dem beim Abbau des Hochaltars aufgefundenen Siegel des Weihbischofs Albert Schondorfer, welches historisch und stilistisch in die Zeit vor 1480 einzuengen ist, und der Kirche, die ihren Bauformen nach erst nach 1510 errichtet worden sein kann. Dr. B. Ulm, der eigentliche Initiator der Grabung, hat wiederholt auf diese Tatsachen, welche zumindest einen Vorgängerbau voraussetzen, hingewiesen<sup>16)</sup>.

Die technische Leitung der Grabung, welche im Sommer 1957 einsetzte und noch im gleichen Jahre abgeschlossen worden ist, hat der Leiter der ur- und frühgeschichtlichen Abteilung des öö. Landesmuseums, Dr. L. Eckhart, übernommen. Dr. B. Ulm, ebenfalls vom öö. Landesmuseum, ist der Autor der kunstgeschichtlichen Auswertung der Grabungstatsachen für die mittelalterliche Baugeschichte der Kirche. Doktor E. Beninger (Wien) und Dozent Dr. A. Kloiber, Leiter der biologischen Abteilung des öö. Landesmuseums, haben wichtige Beiträge zur keramik-kundlichen und anthropologischen Bestimmung der Funde geleistet.

Zu den im folgenden durch die genannten Autoren der wissenschaftlich interessierten Öffentlichkeit vorgelegten Forschungsergebnisse hat der Referent nichts zu sagen. Sie werden durch sich selbst sprechen und stehen zur Diskussion. Doch sei abschließend ein Hinweis gestattet, der eigentlich mehr das Organisatorische einer solchen Gemeinschaftsarbeit betrifft.

Beschränkt man sich auf das in unserem Zusammenhang primär interessierende Verhältnis des Ausgräbers zu dem baugeschichtlichen Auswerter der Grabungsfakten, so ist festzuhalten, daß dem österreichischen Kunsthistoriker die archäologische Grabungsausbildung und Grabungspraxis in der Regel fehlt, daß also jene glückliche Synthese des mit wissenschaftlicher Exaktheit die Schichten freilegenden Ausgräbers mit dem Auswerter, wie sie sich in der Person des klassischen und des Provinzialarchäologen darstellt, auf dem Gebiete einer auch in unserem Lande so notwendigen „archeologia cristiana“ des Mittelalters meist nicht vorhanden ist.

Auf den konkreten Fall angewandt, heißt diese Feststellung, daß der Archäologe hier dem die mittelalterliche Baugeschichte erforschenden Kunsthistoriker die von ihm mit einem Minimum an Personal und Kosten erarbeiteten objektiven Grabungstatsachen zur Verfügung gestellt hat. Dieser wiederum hat sich durch ständige Grabungsassistentz die bestmögliche Kenntnis dieses Bestandes angeeignet und daraus seine Schlussfolgerungen gezogen, die — wie könnte es vor allem auf dem wissenschaftlichen Neulandgebiet der mittelalterlichen Holzkirchenbauforschung Mitteleuropas anders sein! — aus der Natur der Sache heraus teilweise auch mit Hypothesen arbeiten muß. Aber gerade durch sie soll ja, mehr als bei den gesicherten Ergebnissen, eine wissenschaftliche Diskussion angeregt werden.

#### Anmerkungen.

<sup>1)</sup> Diplom der Ernennung 1854.

<sup>2)</sup> Fasz. „Altar in St. Wolfgang und Rauhenödt“. Weisung vom 13. September 1855, Zl.: 9.920. Das Bezirksamt wird beauftragt, sich zum Zwecke der Behebung der genannten Übelstände mit der Vogtei und der Patronatsverwaltung ins Einvernehmen



*Abb. 1*  
Ober-Rauhenödt, Filialkirche: Ansicht  
von Süden.



*Abb. 2*  
Ober-Rauhenödt, Filialkirche: Ab-  
blättern der neuzeitlichen Fassung am  
Gewande des hl. Michael, der Haupt-  
schreinfigur des spätgotischen Hoch-  
altars.



*Abb. 3*

*Ober-Rauhenödt, Filialkirche: Aufsteigende Grundfeuchte an der Nordwand und am Westemporenpfeiler, Algenbelag am Fußboden.*



*Abb. 4*

*Ober-Rauhenödt, Filialkirche: Aufschlitzen des Mauerwerks an der Nordseite des Presbyteriums und Einziehen der wasserabweisenden Sikabetonschicht. Die Horizontalisolierung erfolgte am ganzen Bauwerk in Abschnitten von je zirka einem Meter.*



*Abb. 5*

*Blick von der Orgelepore ins Kircheninnere  
während der Grabungen*

*Abb. 12*

*Kinderskelette westlich der romanischen Langhaus-  
Westmauer (die Steinreihe gehört nicht dazu)*





zu setzen. Der folgende Briefwechsel gibt keinen Aufschluß über die Durchführung der Arbeiten im Detail, sowie über die Gesamtsumme. Am 30. November 1857 (Zl. 19.528) bestätigt die Kreisbehörde den Empfang einer Kirchenrechnung. Freundl. Unterstützung bei der Auffindung des Aktenmaterials verdankt der Referent Herrn Dr. O. Hageneder v. oö. Landesarchiv.

<sup>3)</sup> Adalbert Stifters sämtliche Werke, hrsg. von Gustav Wilhelm, Reichenberg 1933, 14. Bd., verm. Schriften, erste Abt., S. XLVIII—LV (Kapitel „Stifter als Konservator“).

<sup>4)</sup> Siehe hiezu die einschlägigen Akten des Bundesdenkmalamtes.

<sup>5)</sup> Gutachten der Kunsttischlerfirma Bernhard Ludwig aus Wien, welche die Sicherung des Kefermarkter Schnitzaltars durchgeführt hat. Aktenvermerkt, Zl.: 192/34 vom 17. April 1934 des Landeskonservators für Oberösterreich.

<sup>6)</sup> Freundl. Mitteilung von Kustos G. de Somzée.

<sup>7)</sup> Hinweis von Dr. G. Rotter (Wien).

<sup>8)</sup> Vgl. „Linzer Volksblatt“ vom 11. Mai 1928.

<sup>9)</sup> Christl. Kunstblätter 76, 1935, Heft II, p. 33 ff.

<sup>10)</sup> Lediglich an der Rückwand erfolgten 3 kleine Einschläge von Granatsplintern oder Maschinengewehrgeschossen, welche jedoch unbedeutend waren.

<sup>11)</sup> Gutachten vom 24. Juni 1952, Zl.: 1325/52, des Aktenarchivs des Landeskonservators.

Mit Autorisation des Gelehrten zitieren wir wörtlich die wichtigsten Feststellungen:

„Die Kirche liegt in 907 m Höhe auf einem Rücken, der nach allen Richtungen vollkommen frei ausgesetzt ist. Sie ist daher den Regenwinden gegenüber vollkommen schutzlos. Alle hier festzustellenden Schäden gehen auf Feuchtigkeit zurück; sie tritt hier in allen erdenklichen Erscheinungsformen auf, als Grundfeuchte, seitlich eindringende Regenfeuchte, von oben durch Mauer- und Dachschäden einfallende Feuchte und Kondensfeuchte.“

Die Schäden werden dann am Objekt im Detail beschrieben und die nötigen Gegenmittel angegeben. Besonders hebt der Autor die Grund- und Kondensfeuchte hervor; zu ersterer:

„Aufsteigende Grundfeuchte: In allen Mauern, Pfeilersockeln usw. steht die Feuchtigkeit in bekannter Weise bis zu einer gewissen Höhe. Ungewöhnlich ist nur das Ausmaß und das Andauern der starken Durchfeuchtung, so daß sich überall ein Überzug von grell-grünen Algen gebildet hat. Ebenso sind auch die Granitplatten des Fußbodens von schlüpfrigem Algenrasen bedeckt . . .

Eine regelrechte Trockenlegung des aufgehenden Mauerwerks durch Einbau einer waagrechten Isolierung wäre zweifellos sehr günstig, würde aber so hohe Kosten erfordern, daß die Ausführung kaum zustande kommen wird.“

Zur aufsteigenden Grundfeuchte, Adsorption und Kondensation siehe die Kapitel IV., V. und VI. in Alois Kieslinger, Zerstörungen an Steinbauten, Leipzig und Wien 1932, S. 25—49.

<sup>12)</sup> Vgl. G. Tripp in: Österr. Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege VII, 1953, S. 96 ff.

<sup>13)</sup> Siehe die kunstgeschichtliche Einordnung dieses Werkes in der folgenden Studie von Benno Ulm a. a. O., Anmerkung <sup>51)</sup>.

<sup>14)</sup> Vgl. Otto Schmidt und Camillo List: Altäre u. a. kirchliche Einrichtungsstücke aus Österreich, Wien 1902, Taf. 59 mit dazugehörigem Text (vorne, ohne Seitenangabe). Hier ist der Altar offenbar noch nach einer Aufnahme seines Zustandes vor der Restaurierung von 1898 abgebildet.

<sup>15)</sup> G. Dehio, Handbuch Oberösterreich, 2. Aufl. 1941, S. 133.

<sup>16)</sup> Vgl. auch den Artikel des Referenten in „Oberösterr. Nachrichten“ vom 18. Juli 1957, S. 4.

## Grabungsbericht.

Von  
Lothar Eckhart.

Die Grabung erfolgte an insgesamt zwölf Tagen in den Monaten August bis Dezember 1957 mit einem Durchschnittsstand von einem Arbeiter. Eine ihrer Schwierigkeiten lag in der Planung der Suchgräben, da der Kirchenraum durch das hier gestapelte Material der die Sicherungsmaßnahmen durchführenden Firma und durch zahlreiche demontierte Baublöcke der gotischen Kirche nur sehr beschränkt für eine Untersuchung in Frage kam (Abb. 5).

Ein Blick auf den Grundplan, Taf. I, belehrt über das Hauptergebnis der Grabungen: Die heutige, gotische Kirche ist nicht die erste am Platze, es gingen ihr voraus eine Steinkirche romanischer Grundrißlösung<sup>1)</sup> und eine älteste Anlage ausschließlich aus Holz.

### Die romanische Steinkirche.

Ausgehend von der Überlegung, daß jede Kirchengrabung Wesentliches vor allem unter dem Hochaltar erwarten kann, führte Graben I mit ursprünglich 1,15 m Breite (das ist die Breite des gotischen Hochaltars) und einer max. Tiefe von ebenfalls 1,15 m in nord-südlicher Richtung von Chormauer zu Chormauer über das Altarfundament. Die durch ihn angeschnittene Ostmauer der romanischen Apsis wurde als solche zunächst nicht erkannt, da sie wohl im Süden vom gotischen Chor umfassen, im Norden jedoch von ihm durchschlagen ist, so daß hier zumindest theoretisch mit einer ungebrochenen Fortsetzung nach Norden gerechnet werden mußte. Hingegen war auf Grund dieser Beobachtungen die Vorzeitigkeit der Mauer gegenüber der gotischen Kirche sofort augenscheinlich, wozu noch ihre Schräglage und die Tatsache kam, daß sie vom gotischen Altarfundament nach Süden zu immer stärker überlappt und so als Auflager benützt wird. Erst bei Ausweitung des Grabens I nach Westen ergab sich eine Nordost-Innenecke und damit die Erkenntnis des Chorraumes eines älteren Kirchenbaues.

Graben II (urspr. Breite 1,00, max. Tiefe 1,20 m) ging vom Graben I aus und folgte annähernd der Längsachse der gotischen Kirche nach Westen. Seine Ausweitung nach Süden innerhalb des gotischen Chores brachte die Südmauer der romanischen Apsis mitsamt der Osthälfte des südlichen Triumphbogenfundaments, eine Erweiterung nach Norden durch die Stichgräben IIa und IIb (Breite 1,50 und 1,00 m; max. Tiefe 0,75 und 1,05 m), die Apsis-Nordmauer und die Osthälfte des nördlichen Triumphbogenfundaments. Bei zirka lfd. m 20 des Grabens II wurde die Westmauer des romanischen Langhauses überlaufen und im Anschluß daran dessen Nordwest- und Südwest-Innenecke festgestellt.

Graben III steht auf Graben II / lfd. m 10 einigermaßen senkrecht und erstreckt sich in nord-südlicher Richtung über die ganze Breite des gotischen Langhauses (Breite 1,00 m, max. Tiefe 0,85 m). Durch Ausweitungen an beiden Enden ergab sich die Nordost- und Südost-Innenecke des romanischen Langhauses, sowie die Westhälften der beiden Triumphbogenmauern. Damit war der Grundriß der romanischen Kirche in allen entscheidenden Punkten fixiert. Die Fundamente sind Trockenmauern aus Bruchsteinen, letztere streckenweise in Scharen gelegt (max. 6). Die Mauerbreiten betragen  $\pm 1,55$  m, nur die Westmauer des Langhauses ist 1,85 m breit, die Mauerkronen liegen zwischen 0,45 und 0,65 m u(nter der) O(ber)k(ante des jüngsten Chorpflasters)<sup>2)</sup>, die Fundamenttiefen folgen der Konfiguration des Kirchenhügels, der gegen Süden, Südosten und Osten abfällt, und variieren von  $\pm 0,40$  m (Nordmauer des Langhauses und an und für sich bedeutend seichter fundierte Triumphbogenmauern) bis 1 m als absolutem Maximum (Apsis-Ostmauer).

Am besten haben sich naturgemäß die von der Gotik oder den modernen Bauarbeiten wenig oder gar nicht behelligten Grundmauern erhalten, so die Ost- und Südmauer der Apsis und die Westmauer des Langhauses, während dessen seicht fundierte Nordmauer nur mehr in den Ecken, und auch hier nur mehr in den untersten Steinscharen nachweisbar war. Gleiches gilt von der Südwestecke des Langhauses, hingegen bot sich die Südostecke in tadellosem Zustand dar. Kronenbeschädigungen weisen die Apsis-Nordmauer und die beiden Triumphbogenfundamente auf.

Wir erhalten folgende lichte Fundamentmaße der romanischen Kirche: Gesamtlänge 18,50 m (got. Kirche 26,90 m), Länge des Langhauses 11,80 m (got. Kirche 16,10 m), Länge des Chores 5,20 m (got. Kirche 10 m), Breite des Langhauses 8,30 m (got. Kirche 10,25 m am Westende und 10,95 m am Ostende), Breite des Chores gemittelt 4,60 m (got. Kirche gemittelt 7,25 m), Abstand zwischen den beiden Triumphbogenfundamenten 3 m (got. Kirche 5,70 m). Langhaus und fast quadratischer Chor verhalten sich demnach in der Länge und Breite annähernd wie 1:2, die Symmetrieachse des Chores ist ohne Knickung gegenüber der des Langhauses um zirka 0,30 m nach Süden verschoben.

Nach der Behandlung des Grundrisses sollen jetzt an Hand des Schnittes a—b (Abb. 6), verbunden mit einer Gesamtdarstellung der charakteristischen Stratenfolge innerhalb des romanischen Chorquadrates, die zugehörigen Niveaus näher erläutert werden. 0,30 bis 0,40 m uOk. eine verschieden starke, die romanischen Fundamente überlagernde Schuttplanie aus zweimal bemalten Mörtelputzbrocken (dunkelocker auf

hellocker), zusammengebackenem Sand, kleinen Bruchsteinen und etwas Ziegelsplitt. Es ist die unterste Estrichschüttung des gotischen Kirchenbaues, der bemalte Verputz gehört zur romanischen Kirche. Darunter eine bis 0,05 m starke Brandschicht aus äußerst kompaktem, lehmigem Sand, der durch Holzasche schwarz verfärbt ist. Rötliche Stellen sind auf Ziegelstaub, Dellen auf herabgestürzte Steine zurückzuführen. Diese Brandschicht bedeckt die gesamte Fläche der romanischen Kirche, war

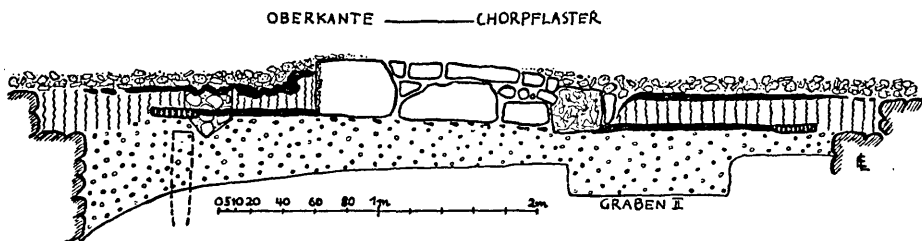


Abb. 6 Schnitt a-b

noch je ein Stück über ihre Ost- und Westmauer hinaus nachzuweisen und liegt niveaugleich mit der Krone der romanischen Fundamente. Sie bedeutet daher zweifelsfrei das romanische Niveau, genauer, seine nach späteren Aufräumarbeiten verbliebenen Reste. Darunter, strukturell gleich, nur nicht so konsistent, eine ebenfalls bis 0,05 m starke ältere Brandschicht, es fehlen Rotverfärbung und Steinschlagspuren. Zwischen beiden Brandschichten eine 0,10 bis 0,20 m starke romanische Planie aus einem Gemenge von gelbbraunem und graugrünem kiesigem Sand, stellenweise mit Brand- und Mörtelspuren durchsetzt. Unter der älteren Brandschicht der gewachsene Boden aus gelbbraunem, sandigem Granitgrus, der sich nach unten zu immer mehr verfestigt und schließlich in verschiedener Tiefe in den unverwitterten Felsen übergeht.

Grundplan, Taf. I, und Schnitt a—b (Abb. 6) zeigen Lage und Westfront des romanischen Altarfundaments aus großen Bruchsteinen und fein verputzten Haublöcken, alles ungemörtelt (0,25 bis 0,45 m uOk.,  $1,90 \times$  gemittelt 1,35 m, 0,25 bis 0,35 m tief). Dieses Fundament durchschlägt entweder die romanische Brandschicht (Schnitt a—b, Abb. 6; Schnitt c—d, Abb. 7) oder es ist dieselbe in seiner unmittelbaren Nähe verworfen (Schnitt a—b, Abb. 6, links). Es sind daher an der romanischen Kirche zwei Bauperioden festzustellen, zur ersten gehört die Brandschicht, zur zweiten der die Brandschicht durchschlagende spolierte Altar, das Niveau von Periode 2 beseitigte der gotische Kirchenbau. Die Bruch-

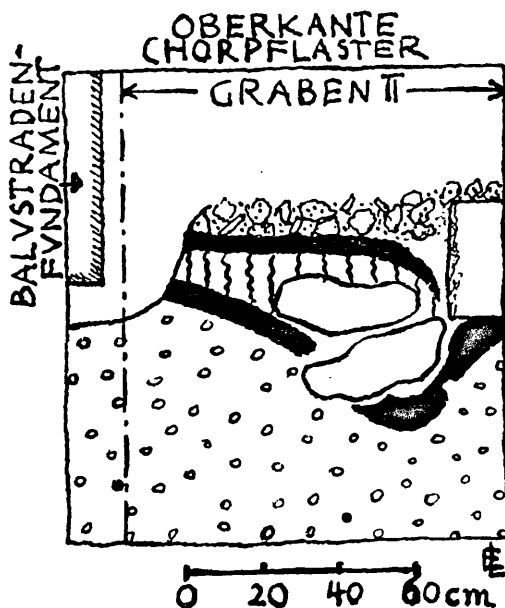


Abb. 7 Schnitt c-d

steine im Altarfundament sind möglicherweise noch dem ursprünglichen Altar zuzurechnen, die fein verputzten Haublöcke wurden jedenfalls bei Bauarbeiten am Aufgehenden anlässlich der Neuadaptierung frei. Ob die beiden Malschichten auf dem romanischen Verputz mit den zwei Bauperioden zu identifizieren sind, ist nicht zu sagen.

Welche sicheren Schlüsse läßt der Fundamentbefund für das ehemalige Aufgehende zu? Es fällt auf, daß die Fundamente des Chorquadrates in sich abgetrepppt sind (Stufenbreite 0,30 m, -tiefe 0,25 m), die des Langhauses jedoch nicht. Die Stufe der Apsis-Ostmauer springt bei gleichzeitiger Verjüngung bis auf 0,30 m, je 0,50 m in die Nord- und Südmauer ein, während sich die Abtreppung dieser Mauern 3 m ab den abgeschrägten Ecken auf 1,50 m Länge um 0,20 m verbreitert, dergestalt Vorsprünge bildend, deren Westkanten wiederum bis an die Abtreppungen, die sich hier verlieren, zurückreichen.

Wenn von zwei gleich breiten Fundamentmauern die eine abgestuft ist, die andere nicht, dann bedeutet das für die erste eine geringere Mauerstärke im Aufgehenden. Von den gleichen Fundamentbreiten muß aber andererseits auf eine gleiche Gesamtbelastung durch das Aufgehende geschlossen werden, was nur dann zutrifft, wenn das schwächere Aufgehende höher ist. Diese allgemeinen Überlegungen auf unseren

speziellen Fall angewendet, bedeuten, daß die Mauern über dem Chorquadrat höher waren als die des Langhauses, mit anderen Worten, daß die Kirche im Osten einen Turm besaß. Eine evtl. Frage, warum das Turmgewände schwächer sein konnte als die Langhausmauern, ist dahingehend zu beantworten, daß der Turm grundrißmäßig ein viel kleineres, in sich geschlosseneres Gebilde darstellt als das Langhaus und daher der statische Zusammenhalt der Mauern ein größerer war. Deshalb, und wahrscheinlich nicht eines überstarken Aufgehenden wegen, dürfte auch das Westfundament des Langhauses derart breit gehalten sein, nämlich um die Längsmauern an ihren Enden wieder stabil zusammenzuschließen. Ähnliches ist von den im Aufgehenden ja nicht wiederkehrenden Vorsprüngen des Chorquadrates zu sagen, die nur als zusätzliche „Sicherung“ im Hinblick auf den Fundamentdurchbruch der Triumphbogenöffnung gedacht werden können.

Innerhalb des Chorquadrates wurden vier kreisrunde Pfostenlöcher aufgefunden, ein großes (0,50 m tief, oberer Durchmesser 0,40 m, unterer 0,30 m, sekundär mit Bauschutt angefüllt) und drei kleinere (je 0,30 m tief, Durchmesser 0,30 m, unten spitz endigend, Füllung wie vorher); ein viertes kleines ist noch ungefähr vor der Mitte des Vorsprunges der südlichen Apsismauer zu ergänzen. Da sämtliche Pfostenlöcher die ältere Brandschicht durchschlagen und von der Mörtelschuttplanie gotischer Zeit überdeckt sind, ist ihre Zugehörigkeit zur romanischen Kirche erwiesen. Die darin verankert gewesenen runden Holzsteher haben als Substruktion für den Bohlenboden des Turmobergeschosses gedient, zwei weitere können in den beidseitigen Verlängerungen der Abtreppe der Ostmauer angenommen werden.

Problematisch in ihrer ehemaligen Bedeutung sind schließlich ein nord-südlich verlaufendes Bohlenlager, zirka 0,80 m westlich des romanischen Altars (jetzt 2 m lang, 0,25 m breit, 0,07 m tief, unverkohlte Holzreste; Verankerung für hölzerne Altarschranken?), und eine ungefähr quadratische, gemörtelte Steinlage südöstlich des östlichsten gotischen Mittelpfeilers ( $0,75 \times 0,80$  m, 0,20 m tief; Opferstockfundament?), beide zufolge ihrer Tiefenlage und anderen Indizien dem romanischen Bau angehörend.

Die gotische Anlage ist genau geostet, die romanische weicht um  $\pm 6$  Grad nach magnetisch Nord ab<sup>3)</sup>. Wie wichtig dem gotischen Baumeister eine präzise Ostung war, geht daraus hervor, daß unter alleiniger Beibehaltung der Triumphbogenfundamente, gleichsam als Angelpunkt der Schwenkung, im übrigen ohne Rücksicht auf die älteren Grundmauern vorgegangen wurde.

Ein fast kreisrunder, stellenweise roh überarbeiteter Stein in der Nordwestecke des Langhauses hat weder Fundamentbedeutung noch

liegt er wahrscheinlich in situ, sondern dürfte im Zuge des romanischen Kirchenbaues nach hierher verschleppt worden sein (Zentrum 0,90 m uOk., Durchmesser ungef. 1,50 m, max. Dicke ungef. 0,50 m) und ist von einem kleineren, weniger regelmäßigen Stein knapp überlagert (Durchmesser ungef. 1 m). Über dem Südrand der Steine lag auf einem Totenbrett ein geostetes Skelett möglicherweise romanischer Zeit, alles total zersetzt.

### Der Holzbau.

Allgemein beweisen folgende Gründe die zeitliche und bauliche Zusammengehörigkeit aller auf dem Grundplan, Taf. I, als Ergebnis einer Kombination von Schnitten und Flächengrabung schwarz eingetragenen Pfostenlöcher und Balkenlager. 1. Ihr Querschnitt ist, soweit noch erkennbar, mit  $0,30 \times 0,30$  m durchgehend gleich. 2. Sie gehören eindeutig der älteren Brandschicht an, die das Niveau des Holzbaues markiert. 3. Sie bilden zwanglos einen vernünftigen Grundriß, ein Kriterium, das leider nicht immer genügende Beachtung findet.

Es liegt ein rechteckiger, parallel zur gotischen Kirche orientierter Bau vor, dessen von der romanischen Kirche teilzerstörter Grundriß nach dem Vorhandenen einwandfrei ergänzt werden kann. Schnitt a—b (Abb. 6) zeigt die vom romanischen Altarfundament berührte ältere

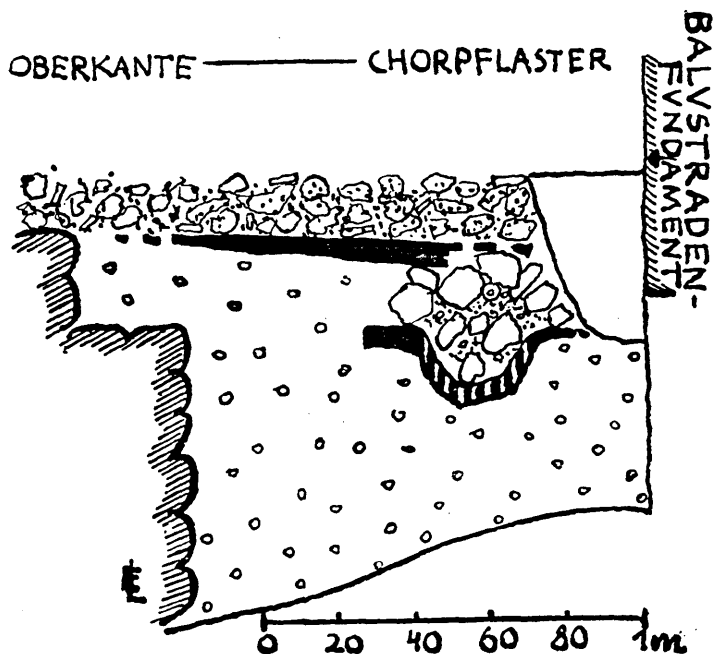


Abb. 8 Schnitt e-f

Brandschicht (0,55 bis 0,65 m uOk.) mit den beiderseits niveaugleich anschließenden Balkenabdrücken (0,15 m tief, unverbrannte Holzreste), die in einem Abstand von 3,60 m die Nord- bzw. Südgrenze des Raumes bilden<sup>4</sup>). Den ersten Hinweis auf eine Ostgrenze brachte Schnitt e—f (Abb. 8) mit einem Pfostenloch (Sohle 0,90 m uOk., 0,20 m tief, mit jüngerem Bauschutt aufgefüllt), von dem sich die ältere Brandschicht (0,65 m uOk.) noch 0,15 m nach Osten erstreckt und dann, ohne zerstört worden zu sein, endet. Eine flächenmäßige Untersuchung ergab eine Ecke, wobei der Steher zur Hälfte in den Rest des östlichen Abschlußbalkens eingesetzt war. Das Ostende des nördlichen Längsbalkens brachte denselben Befund<sup>5</sup>).

An der Südwestecke der nördlichen Triumphbogenmauer zeichnete sich, dunkel verfärbt, zunächst im Profil, dann in der Fläche ein Stück eines nord-südlichen Balkenlagers mit dem Rest eines Eckständers ab (0,55 m uOk., 0,15 m tief), hier beidseitig je zur Hälfte in die Balken eingelassen. Eine zugehörige Brandschicht fehlte, die romanische ging ungestört darüber. Damit konnte auch die Länge des Holzbaues ermittelt werden, sie beträgt im lichten Maß 6,00 bis 6,10 m. Möglicherweise war der westliche Abschlußbalken an der Stelle des gotischen Kreuzaltars wegen der hier vorauszusetzenden Eingangsöffnung unterbrochen.

Mit der Nordwand des Grabens II wurden zwei weitere Pfostenlöcher geschnitten, eines unter der Ostkante des romanischen Altar-

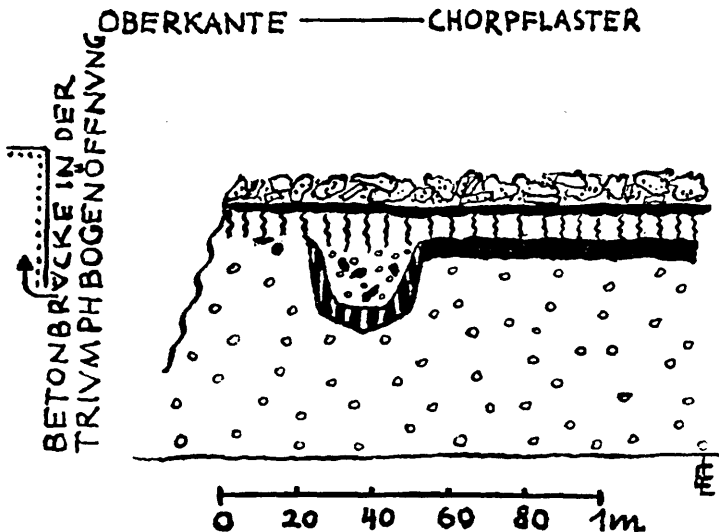
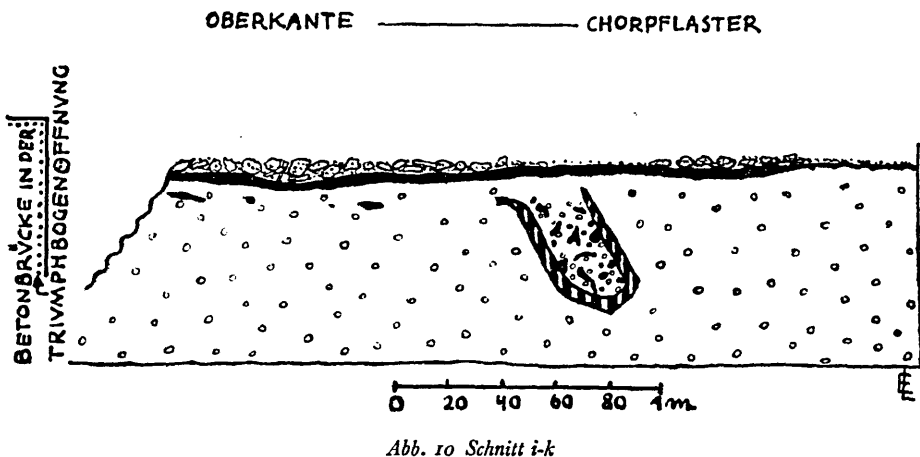


Abb. 9 Schnitt g-h

fundaments (Sohle 0,80 bis 0,85 m uOk., 0,15 m tief, an den Rändern unverkohlte Holzreste), das zweite  $\pm$  4,50 m weiter westlich (Schnitt g—h, Abb. 9; Sohle 0,80 m uOk., 0,25 m tief, gefüllt mit lockerem, dunkel verfärbtem Sand). Es steht in Konnex mit der vorromanischen Brandschicht (0,55 m uOk.), die sich jedoch nach Westen nicht fortsetzt. Die Verbindungslinie dieser beiden Steher weicht um 0,25 m von der Symmetrieachse des Baues nach Süden ab, der östliche befand sich in Anlehnung an den Ostabschlußbalken, ebenso wie das genau nördlich des westlichen Mittelpfostens befindliche Pfostenloch nicht in den nördlichen Längsbalken eingelassen war, sondern nur daran anschoß (Sohle 0,75 m uOk., 0,15 bis 0,20 m tief, darin ein größerer Stein; in Verbindung mit der älteren Brandschicht, die romanische ging geschlossen darüber).

Das Gewände des Holzbaues kann unter Beachtung der in die Innenecken eingelassenen Steher nicht in Blockbauweise ausgeführt worden sein, sondern nur aus starken, in die Fundamentbalken eingefalzten Holzbrettern bestanden haben. Angelpunkt für die Innengliederung ist der Mittelpfosten Schnitt g—h (Abb. 9), der zusammen mit dem 4,50 m östlich liegenden eine Art Zweiteilung der Länge nach angibt, und mit dem nördlich von ihm befindlichen, sowie einem am südlichen Längsbalken mit Sicherheit zu ergänzenden dritten Ständer, eine Querteilung im Hauptraum (lichte Länge 4,30 m) und schmale Vorhalle (lichte Breite 1,45 m) vornimmt. Daß es tatsächlich einen Bedeutungsunterschied zwischen beiden Räumen gegeben haben muß, erhellt aus der bereits oben gemachten Feststellung des Fehlens einer zusammenhängenden älteren Brandschicht und damit auch eines ehemaligen Holzbodens zwischen dem westlichen Mittelsteher und dem westlichen Abschlußbalken.



Die Südwand des Grabens II/lfd. m 10, brachte ein schräg zum Bau hinweisendes Pfostenloch (Schnitt i—k, Abb. 10, Sohle 1,05 m uOk., 0,50 m tief, dunkle Verfärbung des Sandes), dem nördlich auf gleicher Höhe ein ebensolches beigeordnet werden konnte. Mit diesen beiden schrägen Pfostenlöchern ist die äußerste Westgrenze des Holzbaues erreicht, da zwar von hier nach Osten hin und wieder Spuren der älteren Brandschicht zu erkennen waren (0,65 m uOk.), nach Westen zu im weiteren Verlauf des Grabens II jedoch nicht mehr.

Die letzten beiden Pfostenlöcher wurden von der Ostkante des Grabens III je ungef. 1 m ab der romanischen Langhausmauer geschnitten. Das südliche liegt mit einer Tiefe von 0,40 m 1 m uOk., besitzt als Füllung einen größeren Stein sowie jüngeren Bauschutt. Die romanische Brandschicht geht geschlossen darüber, die ältere ist nicht vorhanden. Vom nördlichen Pfostenloch war nur mehr der unterste Teil mit 0,15 m Tiefe festzustellen. Die Füllung bestand aus mit jüngerem Bauschutt durchsetztem, dunkel verfärbtem Sand, die ältere Brandschicht fehlte.

Insgesamt ergibt sich eine dem Holzbau westlich vorgelagerte Reihe von vier Pfosten unter Zurücksetzung der beiden mittleren Schräghölzer

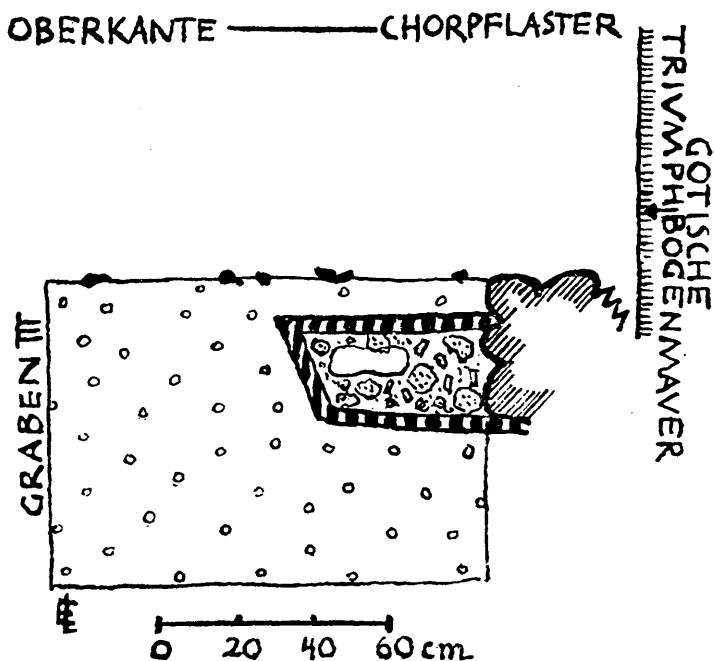


Abb. 11 Schnitt I-m

um zirka eine Balkenbreite (Zwischenräume durchschnittlich 1,70 m), die erst sinnvoll wurde nach Auffindung eines ost-westlich verlaufenden Balkenlagers in der Südostecke des romanischen Langhauses, dem nördlich eines entsprochen haben muß (Schnitt I—m, Abb. 11, Sohle 1,05 m uOk., das ist auch ungef. die Tiefe des romanischen Triumphbogenfundaments, 0,30 m tief, angefüllt mit einem größeren Stein und späterem Bauschutt; keine zugehörige Brandschicht<sup>6)</sup>).

Damit kann nämlich mit Sicherheit auf einen zumindest dreiseitigen Umgang um das eigentliche Gebäude geschlossen werden, der an der Westseite in eine Pfostenstellung aufgelöst war, wobei die Schräghölzer die Westwand beiderseits des Einganges, entsprechend dem Neigungswinkel ihrer Baugruben, in 1,80 bis 2,00 m Höhe stützten. Auf Grund der Balkenlager wird der Umgang vor den Längswänden ebenso wie diese aus einer durchgehenden Bretterverschalung bestanden haben. Unter der Voraussetzung eines nicht vorhandenen Umganges im Osten mißt jetzt die lichte Länge der dergestalt beinahe quadratischen Gesamtanlage 7,30 m, ihre lichte Breite zirka 6,35 m, die Umgangsbreite im Westen und Norden  $\pm$  0,90 m und im Süden 1,20 m.

Was die Fundamenttiefen betrifft, so sind drei Gruppen zu unterscheiden: Das Brandniveau des eigentlichen Holzbaues und die Sohle der ihn begrenzenden Balkenlager liegen zwischen 0,55 m und 0,65 m uOk., die Sohle seiner Steher zwischen 0,75 m und 0,90 m uOk., während die Ständer und das Balkenlager des Umganges mit 1,00 m bis 1,05 m uOk. am tiefsten eingelassen waren. Diese Systematik ist ein weiterer zwingender Beweis für die zeitliche und räumliche Einheit der Holzreste.

Auffallend ist die geringe Tiefe der meisten Pfostenlöcher mit 0,15 m bis 0,25 m, was für Querschnittmaße von  $0,30 \times 0,30$  m weitaus zuwenig ist. Die Erklärung für diesen scheinbaren Widerspruch findet sich darin, daß auch von der älteren Brandschicht nur mehr die untersten Reste erhalten geblieben sind, während alles übrige mitsamt dem oberen Teil der Pfostenlöcher anläßlich der Planierungsarbeiten für die romanische Kirche abgeräumt wurde. Die einzelnen größeren Steine in den Pfostenlöchern und Balkenlagern könnten noch Reste der alten Holzverkeilungen darstellen.

Die Zweckbestimmung des Holzbaues als ältestes Kirchlein am Ort konnte nur indirekt erschlossen werden.

Im Graben I wurden entlang der Außenseite der Ostmauer des romanischen Chorquadrates — auch unter dem gotischen Altarfundament — 1,00 m bis 1,30 m uOk. im gewachsenen Boden mindestens 14 schlecht erhaltene, beigabenlose Skelette in Rückenlage festgestellt (s. u. den Bei-

trag A. Kloiber). Bis auf ein Individuum, das mit Blickrichtung gegen Westen lag, waren alle übrigen gestet, jedoch in keineswegs geordneter Bestattung, sondern teilweise schräg übereinander und ohne typische Grablage. Weder gab es Spuren von Holzsärgen, Totenbrettern usw. noch von Bekleidung. Die Frage der baulichen Zugehörigkeit dieses ärmlichen Friedhofes konnte durch eine glückliche Beobachtung am Westende des Grabens II eindeutig beantwortet werden. Dort fand sich 1,05 m uOk., also in derselben Tiefe wie die Bestattungen im Osten, ein geostetes Kinderskelett in Rückenlage, dessen untere Extremitäten ab dem Becken bei Setzung des Westfundaments des romanischen Langhauses abgegraben worden waren. Von einem südlich daneben liegenden weiteren Kind blieb überhaupt nur mehr der völlig zerdrückte Kopf übrig (Abb. 12). Der Friedhof ist also älter als die romanische Kirche und kann schon auf Grund der gleichen Niveauverhältnisse nur mit dem im Grundriß so charakteristischen Holzbau in Verbindung gebracht werden, dessen Zweckbestimmung als Kirche damit über jeden Zweifel erhaben ist. Es fällt auf, daß im Osten das Gräberfeld bis knapp an die Holzkirche heranreicht, jedoch nach Westen zu bis zu den beiden Kindergräbern mit Ausnahme einiger weniger verschleppter Knochenfragmente keine Bestattungen aufgefunden wurden. Dies läßt darauf schließen, daß vor der Holzkirche inmitten des Begräbnisplatzes ein größeres Areal, etwa zu Versammlungszwecken, ausgenommen gewesen sein muß.

Schnitt c—d (Abb. 7) zeigt die Südkante des romanischen Altars gegen Westen, links davon zwei größere Bruchsteine, die sichtlich einen Einbruch der älteren Brandschicht ausgleichen sollten. Da sie unter der romanischen Planie liegen, sind es Bauglieder des zerstörten Altars der Holzkirche.

### F u n d e.

Die Kleinfunde bestanden neben einigen Eisennägeln und zwei Bronzestückchen — möglicherweise Glockenreste — ausschließlich aus Gefäßscherben und entstammen, soweit nicht Streufunde, dem Brandniveau der Holzkirche, der darüberliegenden romanischen Planie und der romanischen Brandschicht. Die Hoffnung, durch sorgfältige Fundbeobachtung und -trennung zu einer absoluten Chronologie der Bauten zu gelangen, erwies sich, wie die gründliche Durcharbeitung des Materials durch E. Beninger zeigt, als trügerisch. Sämtliche Stücke der älteren Brandschicht gehören frühestens dem 14. Jahrhundert an, Scherben aus der älteren und jüngeren Schicht haben nicht nur Gemeinsamkeiten, sondern fügen sich sogar, wie zum Beispiel Taf. III, 7a, b, c, eklatant zeigt, zum gleichen Gefäß zusammen. Das heißt, daß der einheitliche Keramikkomplex nicht vor dem 15. Jahrhundert zugrunde gegangen ist,

die Scherben dann von außen her — es handelt sich bis auf wahrscheinlich eine Ausnahme durchwegs um kirchenfremdes Hausgeschirr — in die Kirche gebracht und dort anlässlich der zeitlich allein hierfür in Frage kommenden romanischen Neuadaptierung mit einplaniert wurden. Es liegt nahe, anzunehmen, daß die Ursache für das Zugrundegehen der Keramik und für die Verwüstung der romanischen Kirche die gleiche war.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß es dem Berichtersteller nicht ganz verständlich ist, auf welche Weise die Keramik des 14./15. Jahrhunderts in das Planum zwischen den beiden Brandschichten bzw. in die ältere gekommen ist. Der Fall wäre klar, wenn es sich bei der romanischen Brandschicht und der romanischen Planie um Relikte der zweiten Bauperiode der romanischen Kirche handeln würde. Dies kann jedoch nicht der Fall sein, da das spolierte Altarfundament die Brandschicht durchschlägt, also infolgedessen noch eine dritte Bauperiode angenommen werden müßte, welche Überlegung im Hinblick auf den kurzen Zeitabstand zwischen Bauperiode 2 der romanischen Kirche im 15. Jahrhundert und dem gotischen Kirchenbau um 1500 nur als theoretische Spielerei anzusehen ist.

Die Scherbe Taf. III, 15, dürfte nach Beninger von einem weitmündigen Kessel stammen und trägt in Stempeltechnik einen Schmuckfries in Form eines Wellenbandes mit alternierend eingesetzten Kreuzen. Hier mag der einzige Rest eines Kirchengerätes vorliegen.

### Z u s a m m e n f a s s u n g.

Die heutige gotische Filialkirche St. Michael ob Rauhenödt folgte einer leicht schräg zu ihr liegenden kleineren romanischen Steinkirche mit einfachem Langhaus und fast quadratischem Chor, über dem sich ein Turm erhob. Lichte Maße bei einer Mauerbreite von 1,55 m bzw. 1,85 m: Gesamtlänge 18,50 m, Länge des Langhauses 11,80 m, Langhausbreite 8,30 m, Chor  $5,20 \times 5,60$  m. An dieser schlichten, jedoch zumindest im Fundament überlegt durchkonstruierten Kirche waren auf Grund des spolierten Altars zwei Bauperioden festzustellen.

Als älteste christliche Kultanlage liegt unter der Osthälfte der romanischen Kirche ein Holzbau, dessen Fluchten mit der gotischen Kirche übereinstimmen. Sein rechteckiger Grundriß ist durch eine Pfostenstellung in eine Eingangshalle und einen Hauptraum gegliedert, in dem auch der Länge nach eine Art von Zweischiffigkeit angedeutet ist. Das Ganze war zumindest an drei Seiten von einem an der Eingangsfront in eine Pfostenreihe aufgelösten Umgang eingefasst. Lichte Maße bei Holzabmessungen von  $0,30 \times 0,30$  m:  $6,00 \times 3,60$  m, Vorhallenbreite 1,45 m, Länge des Hauptraumes 4,30 m, durchschnittliche Umgangsbreite 1 m. Zur Holz-

kirche gehörte ein Friedhof, auch ihr Altar war noch in Trümmern nachzuweisen.

Die Keramik als Hauptbestandteil der Funde datiert weder die Erbauungszeit der Holz- noch die der romanischen Steinkirche, sondern lediglich die Neuadaptierung letzterer, die danach im 15. Jahrhundert erfolgte.

Der runde Stein in der Nordwestecke des romanischen Langhauses kann vielleicht ein Kulturrelikt einer Zeit vor den Kirchenbauten bedeuten.

#### Anmerkungen.

<sup>1)</sup> Wobei „romanisch“ in Hinkunft nur die Zugehörigkeit zur romanischen Kirche bezeichnet, also nicht mit dem Zeitraum der Romanik identisch zu sein braucht.

<sup>2)</sup> Das des Langhauses liegt um 0,17 m tiefer.

<sup>3)</sup> Zu den Ostungsprinzipien christlicher Kirchen vgl. J. Sauer, Lexikon für Theologie und Kirche 7, 827 f.

<sup>4)</sup> Es ist deutlich zu sehen, wie das romanische Pfostenloch das nördliche (linke) Balkenlager stört. Unter Pfostenloch und Balkenlager ließ sich eine schräg nach vorne geneigte „Röhre“ (Durchmesser 0,12 m, dunkles, lockeres Füllmaterial) unbestimmter Tiefe auskratzen, deren Entstehung unklar ist.

<sup>5)</sup> Hier die Wurzelgrube eines mächtigen Nadelbaumes, der bei der Errichtung des Holzbaues gefällt und beim Bau der romanischen Kirche ausgegraben wurde, wobei die Nordostecke des Holzbaues in Mitleidenschaft gezogen wurde.

<sup>6)</sup> Hier war der einzige Fall gegeben, wo auch die Höhe der liegenden Balkenlager nachgewiesen werden konnte.

## Grabungsergebnisse.

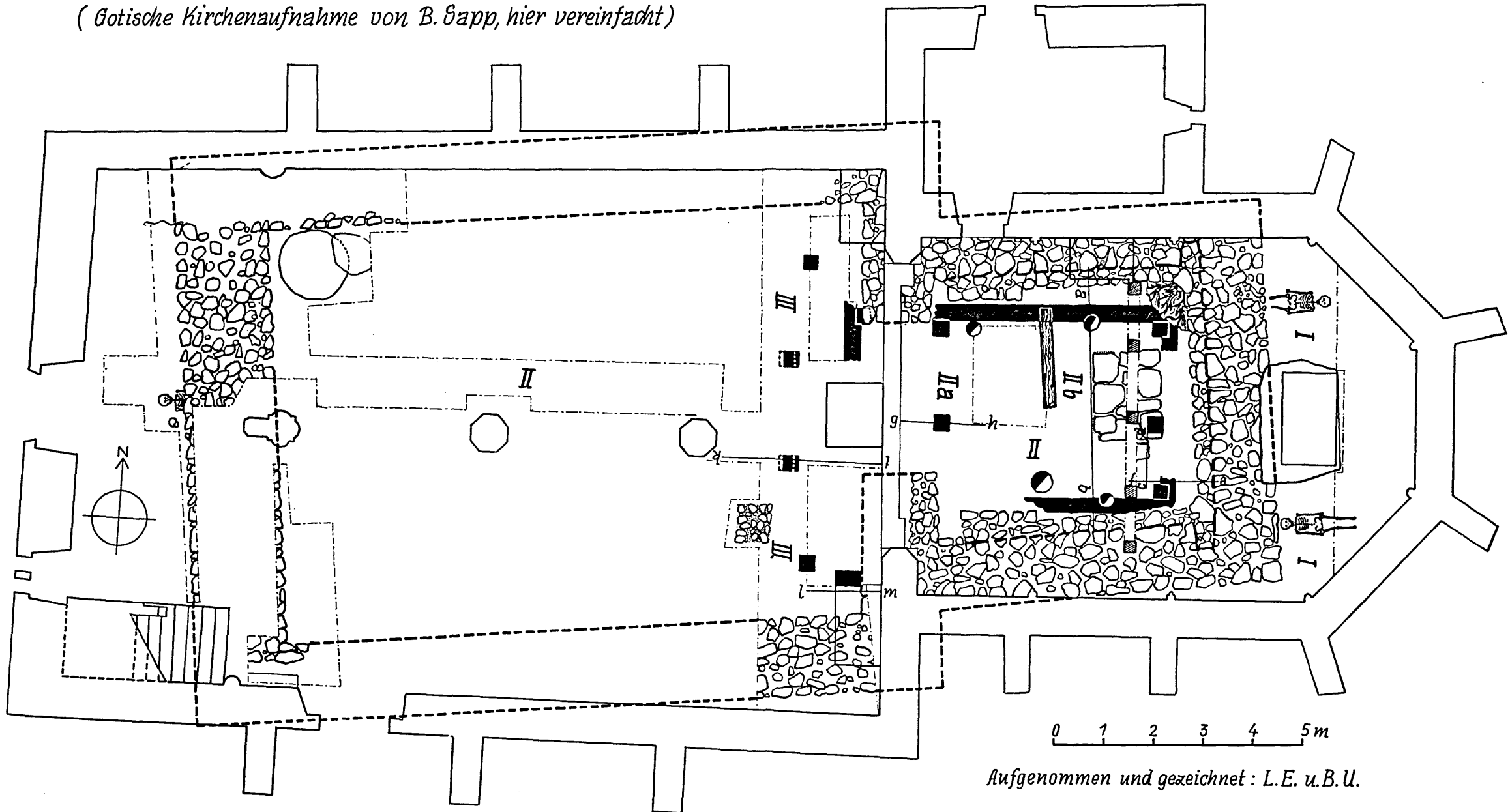
Von  
Benno Ulm.

Diese Grabung steht am Beginn der Erforschung der Kunst- und Kulturgeschichte einer einfachen Landkirche des Mittelalters in Oberösterreich mit Hilfe der Feldarchäologie. Die Grabungsergebnisse sollen beitragen, in die noch auf weite Gebiete hin weiße kunsthistorische Landkarte des Landes eine Zeichnung einzutragen und überdies die Landesgeschichte zu befruchten. Die Grabungsergebnisse übertrafen die Erwartungen, weil es gelang, die erste rekonstruierbare hochmittelalterliche Holzkirche des deutschen Raumes auszugraben. Sie werden hiermit den Fachkollegen wie den Forschern anderer historischer Fächer zur Kritik vorgelegt. Dem Heimatfreund aber sollen sie ein älteres Stück Heimatgeschichte erschließen.



# Filialkirche St. Michael ob Rauhenödt

(Gotische Kirchengraufnahme von B. Sapp, hier vereinfacht)



Aufgenommen und gezeichnet : L.E. u.B.U.

Tafel I Grundriß der gotischen Filialkirche St. Michael ob Rauhenödt mit Vorgängerkirchen



## Zur Topographie von St. Michael.

St. Michael ist die einzige Filialkirche der Pfarre Grünbach bei Freistadt, die dem Stifte St. Florian inkorporiert ist. Sie besaß bis zum Ende des 18. Jahrhunderts das Sepulturecht<sup>1)</sup>.

Rauhenödt, St. Michaelsberg, Wasserscheide zwischen Nordsee und Schwarzem Meer, 907 m. Dorf in der Gemeinde Grünbach, Bezirkshauptmannschaft Freistadt<sup>2)</sup>.

Der Name kommt von dem Personennamen Rauch<sup>3)</sup>.

Das Kirchlein liegt auf freier Urgesteinskuppe und beherrscht weit hin die Landschaft. Es ist von einem mauerumhegten ehemaligen Friedhof umgeben. Neben der Kirche steht ein kleines Mesnerhäuschen. Charakteristisch ist die sturmzerzauste, wohl 200 Jahre alte Lärche neben der Kirche. Es ist möglich, daß früher die Straße Freistadt—Sandl knapp südlich der Kirche vorbeilief; ein anderer Ast dieser Straße läuft nach Norden zu den Waldhufendörfern.

## Rekonstruktion der Holzkirche.

I. Ein Holzbau<sup>4)</sup> kann in zwei grundsätzlich verschiedenen Techniken durchgeführt werden, im Blockbau und im Ständerbau. Gemeinsam ist beiden Techniken nur, daß die Maßverhältnisse von der Länge des zur Verfügung stehenden nutzbaren Materials abhängen. Bei der Verwendung gleich langer Balken ergibt sich als Grundform im Grundriß das Quadrat, im Aufriß der Raumquader. Durch Aneinanderfügung von zwei oder drei dieser Raumkuben entstehen gerichtete Räume, durch Nebeneinandersetzen von zwei gerichteten Räumen wieder ein quadratischer oder rechteckiger Grundriß. Allerdings müssen hier wegen der Dachkonstruktion ein bis vier Stützen eingestellt werden. Der Blockbau wird aus liegenden Balkengevierten errichtet; die an den Enden verzapften Balken halten sich selbst. Wie beim Steinbau die Steinlagen, wird Balkengeviert auf Balkengeviert aufeinandergelegt, bis die gewünschte Höhe erreicht ist. Auf die oberste Lage kann ein Dach aufgesetzt werden, dessen Konstruktion nicht von der Blockbautechnik bestimmt wird.

Beim Ständerbau<sup>5)</sup> werden Balken vertikal aufgestellt. Diese Ständer tragen gleichzeitig das Dach und an ihnen wird die Wand befestigt. Dadurch ergibt sich, daß Ständergerüst und Dachkonstruktion wechselseitig voneinander abhängen, während die Wand technisch dabei von untergeordneter Bedeutung ist. Die Wand selbst kann aus Flechtwerk, das mit Lehm beworfen ist, aus nebeneinander in den Boden gerammten Pfählen oder Bohlen, aus gestampftem Lehm oder aus Ziegelmauerwerk bestehen. Wie beim Blockbau kann diese Wand entweder auf der nackten Erde oder auf einer Mauer aufsitzen, oder bei Verwendung von Flecht-

werk oder Balken und Brettern kann auf die Erde auch ein Pfosten gelegt sein. Diese Technik, bei der Bretter oder Bohlen dicht nebeneinander stehen, am Boden und an der Traufkante in die Nuten liegender Balken eingestellt werden, heißt Reiswerk<sup>6)</sup>. Sie erfordert einen hohen Stand des Zimmermannhandwerks. Die Reiswerkwand wird an die Ständer durch Ausnehmungen der unteren und oberen Balken von außen, von innen, oder bei Verwendung von Doppelwänden von beiden Seiten befestigt. Während also der Blockbau eine große Menge besten Materials benötigt, besteht nur das Gerüst eines Ständerbaues aus starken Pfosten. Die füllende Wand kann mit verschiedenen holzsparenden Materialien ausgefüllt werden. Bei Verwendung von Reiswerk erhält der Bau wegen Verzapfung der Wandbretter nach oben und unten, der Verzapfung der genutzten waagrechten Balken mit den senkrechten Ständern einen hohen Grad von Festigkeit und Elastizität bei sparsamster Verwendung von Holz.

Die Konstruktion des Daches hängt von der Stellung der verschiedenen Ständer zueinander ab, muß also auch aus dem Grundriß heraus ersichtlich und rekonstruierbar sein.

II. Der ergrabene Grundriß besteht aus der eigentlichen „Cella“ (nach Eckhart „Vorhalle“ und „Hauptraum“ zusammen) und einer westlich vorgelagerten Laube, die rund einen Meter breit ist. Gefunden wurden zahlreiche Pfostenlöcher und Balkenlager. Diese müssen mit den Pfostenlöchern in einem konstruktiven Zusammenhang gestanden haben. Ein Blockbau, besonders bei der geringen Größe der „Cella“, bedarf aber keiner stehenden Pfosten, um Halt zu finden. Überdies hatten die Pfosten den großen Querschnitt von 30 cm im Geviert, und sie waren nicht nur an den Ecken des Baues, sondern auch an den Wänden selbst angebracht. Dadurch wird bewiesen, daß es sich um einen Ständerbau handelt, dessen Wände, wie die Balkenlager zeigen, mit Reiswerk geschlossen waren. Die liegenden Schwellen waren mit den Eckständern umfassend verzapft, mit den gleich starken Seitenständern (in der Ostwand einer, in den beiden Seitenwänden im westlichen Drittel je einer; die im östlichen Drittel vorhanden gewesen sind durch die späteren romanischen Pfosten zerstört und müssen nach den Gesetzen des Holzbaues angenommen werden) vernutet. Für die Westwand sind zwei Seitenständer, wenn eine Tür angenommen werden soll, zu rekonstruieren. Die Laube war sicher nach allen Seiten hin offen. Die beiden schrägen Pfosten haben die Mitte gestützt. Ihre Schräge kann mit der Dachschräge in Zusammenhang gebracht werden.

III. Damit wäre eigentlich ganz zwanglos ein Grundriß entstanden, an dem es nichts Wesentliches zu rekonstruieren gäbe. Der Aufriß und die Dachkonstruktion sind davon ableitbar. Dagegen ist aber einzu-

wenden, daß dieser Grundriß viel zu kompliziert und zu zerrissen erscheint, daß diese Verbindung Vorlaube und „Cella“ im Steinbau wohl möglich wäre, nicht aber im Holzbau, das heißt im Ständerbau, dessen Bauform notwendigerweise im Technischen verankert ist. Der ergrabene Grundriß ergäbe eigentlich nur zwei nebeneinandergesetzte Objekte aus Holz, denen im Grundriß die logische, im Aufriß die konstruktive Verbindung fehlt. Der Fund des Freiraumpfeilers im westlichen Drittel der „Cella“ und eines Schwellenlagers am südlichsten Pfosten der Laube mit Richtung West—Ost parallel zur Südwand der „Cella“ ermöglichen die Rekonstruktion eines Holzbaues, dessen Charakter der Technik des Ständerbaues entspricht, dessen einzelne konstruktive Elemente teils aus dem Volksrecht der Bajuwaren erschlossen wurden und hier eine Bestätigung erhalten, teils auf mittelalterlichen Bildern überliefert worden sind.

IV. Unter den Volksrechten der Frühzeit zeichnet sich das um 730 bis 740 entstandene Gesetz der Bajuwaren (Lex Bajuvariorum, L. B.) durch eine besondere Fülle technischer Angaben zu den Strafbestimmungen bei Haus und Hof aus. Torsten Gebhard<sup>7)</sup> rekonstruiert, indem er von den einfachsten Bauten des Hofes bis zum Haus des Freien weitergeht, auf Grund der Textauswertung sowie der Kenntnis des geschichtlichen Hausmaterials das Gehöft als Ganzes. Er kann dabei noch keine ausgesprochen stammesgebundene Sonderform unterscheiden. Das Bauernhaus des 7. und 8. Jahrhunderts gehöre mehr der Frühgeschichte als dem Mittelalter an. Trotzdem lasse sich ein Weiterleben dieses Formengutes über das späte Mittelalter hinaus feststellen.

Die Grundlage bildet der wandlose Schupfen oder Schopf, der über einem Ständergerüst von vier Ecksäulen errichtet wird. Auf diese wird in Längsrichtung des Baues je ein Balken gelegt, in Bayern als Spange oder Pfette bezeichnet. Die Querverbindung, gewöhnlich an den Schmalseiten anzunehmen, wird durch auf die Enden der Spange aufgelegte, als Trame oder Bretten bezeichnete Balken hergestellt. Der den Spangen parallele Firstbaum konnte entweder von kurzen, auf den Tramen ruhenden Firstsäulen getragen werden, es konnten aber auch wie die Ecksäulen gebildete, jedoch höhere Mittelsäulen an den Schmalseiten verwendet werden. Dadurch entsteht ein Sechspfostengrundriß eines Ständerbaues, den man, wenn das Dach bis zur Erde herabgezogen wird, als wandlosen Schupfen bezeichnet. Gebhart geht von dieser Konstruktion weiter zum nächsthöheren Bauwerk (nach der L. B.), der Scheuer eines Freien, von Wänden umgeben. Das Ständergerüst entsprach wieder dem des Schupfens, nur daß das Dach nicht über die Spangen bis zum Boden herabgezogen wird. Die Wände konnten in verschiedenen Techniken geschlossen werden, wie dies auf mittelalterlichen Bildern ersichtlich ist. Das Haupthaus ist der größte und am besten konstruierte Bau eines Hofes

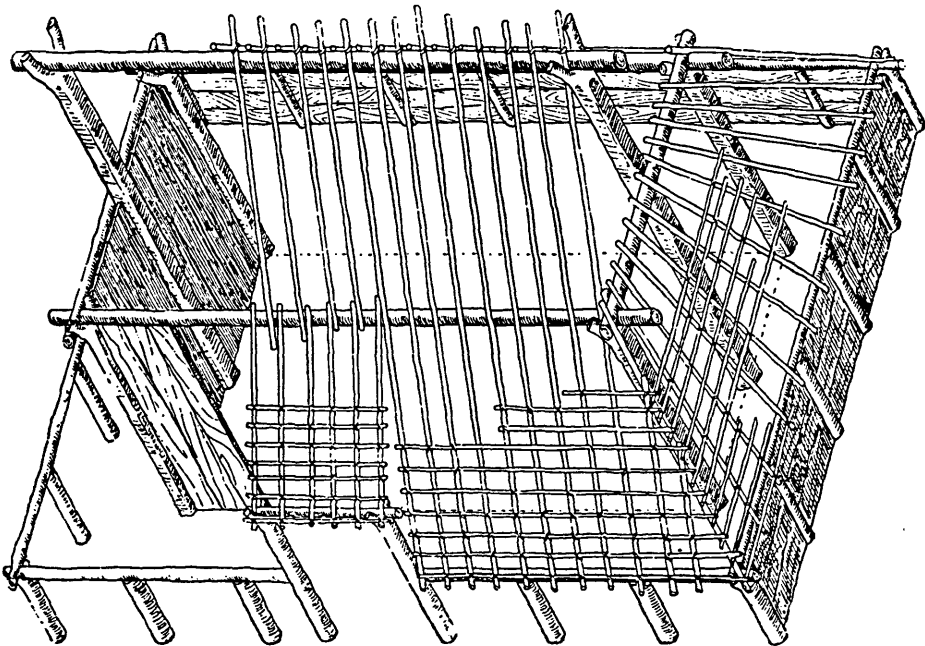


Abb. 13 Schema des bajuwarischen Haupthauses nach T. Gebhard

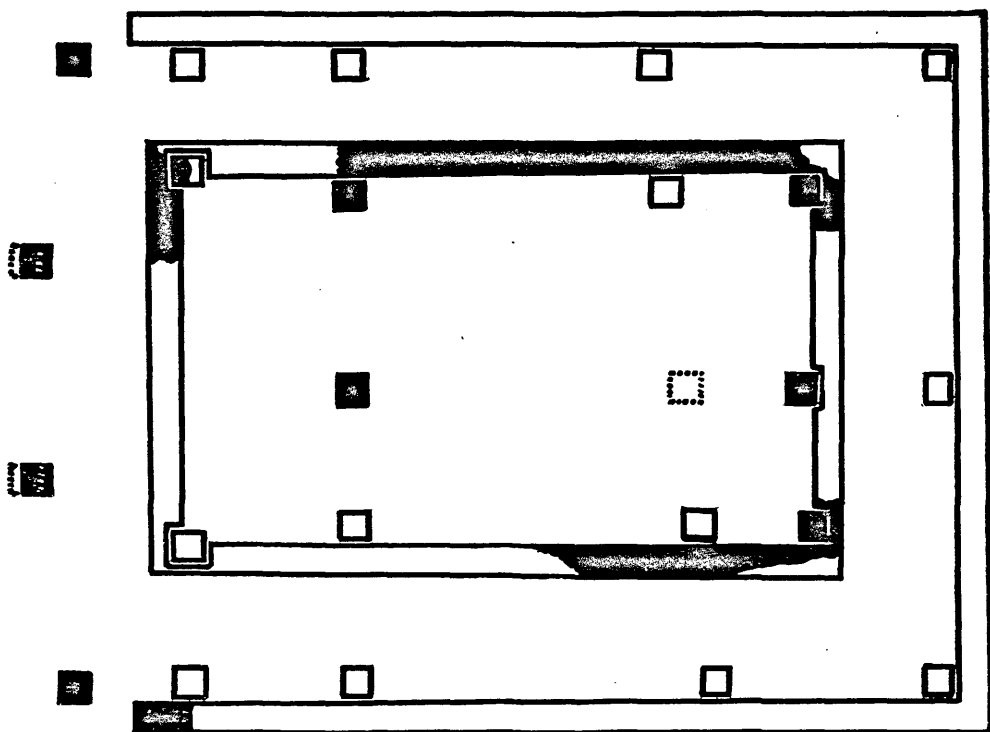


Abb 14 Rekonstruierter Grundriß der Kirche St. Michael I

(Abb. 13). Es war eine stadelartige Halle, die im Querschnitt von fünf Balken verschiedener Funktion errichtet wurde. Die mittlere Reihe, entsprechend dem Freiraumständer der „Cella“ in St. Michael I, besteht mindestens aus zwei Firstsäulen. Diese sind die längsten Ständer und tragen den Firstbaum oder die Pfette. Diese Firstsäulen brauchen aber nicht in den Boden eingelassen zu werden, sondern können auch, auf die Querverbindungen, die Bundtrame, aufgestellt, die gleiche Funktion erfüllen. Die beiden nächsten Säulenreihen, sie sind mit dem Ständerwerk der Nord- und Südwand der „Cella“ gleichzusetzen, bilden das Gerüst der Innenwände. Ihre Eckständer heißen in der L. B. Winkelsäulen und werden im Gesetz für wichtiger gehalten als die dazwischenstehenden und wahrscheinlich nur dem Halt der Wände, nicht aber dem des ganzen Hauses dienenden Mittelständer. Die beiden äußeren Säulenreihen, zu denen in St. Michael die äußersten Vorlaubenständer gehören, sind die kürzesten. Auch hier sind die Ecksäulen wichtiger als die in den Wänden stehenden. Die Längsbalken heißen wieder Spangen (Pfetten), tragen die Sparren oder Rofen des Daches und schließen die Wand nach oben ab. Handelt es sich um Wände aus Reiswerk, so hält ihre Nut auch die Bohlenwand zusammen.

Das Vorziehen des Daches über die Innenwände hinaus und die Ausbildung eines Umganges, der nicht, ganz oder teilweise geschlossen gewesen sein kann, gibt dem Innenraum stärkere Sicherheit gegen Wetter-unbilden und erlaubt es, die Innenwände trocken zu halten<sup>8)</sup>.

Das Dach selbst war notwendigerweise ein Vollwalmdach. Bei seiner Konstruktion verhindern die Spangen der Innenwände ein Durchhängen des Daches. Die Hauptsparren dürften dabei immer auf den Mittel- oder Eckständern aufgesessen sein, so daß man jeweils eine korrespondierende Anordnung aller Ständer anzunehmen hat.

Auf dem Aquarell des Dorfes Kalchreuth von Albrecht Dürer ist so ein Haus abgebildet, bei dem gerade das Dach gedeckt wird, so daß ein guter Einblick in die Konstruktion des Ständerwerkes gegeben ist<sup>9)</sup>.

V. Die Fundamentgrube des Chores des Steinbaues von St. Michael II hat alle Reste des Umganges des Baues I zerstört. Nur das Schwellenstück beim südlichen Pfosten der Vorlaube ist erhalten geblieben. Dieser Rest zwingt dazu, den Holzbau in der Art des bajuvarischen Haupthauses zu rekonstruieren. Die Vorlaube ist nun nicht mehr als eigener Baukörper zu betrachten, sondern stellt sich als der Westteil des Umganges dar (Abb. 14). Für die weitere Rekonstruktion sind noch einige spezielle Überlegungen nötig. 1. Jede Konstruktion des Aufrisses muß sich in erster Linie auf die technischen Möglichkeiten des Holzbaues stützen. Im besonderen Fall von St. Michael I kommen aber Bedingungen dazu, die mit Wind und Wetter auf freier Höhe zu rechnen haben. Die Dach-

flächen durften möglichst wenig Wind aufhalten, größere Öffnungen konnten bei Sturm eine eminente Gefahr für den Bau bedeuten. Die Verhältnisse während eines Schneesturmes können auch heute noch unter dem Dach der jetzigen Kirche III hinreichend studiert werden. 2. Der Freiraumständer im Westteil der „Cella“, dem ein Wandständer in der Nordwand und ein verlorener in der Südwand zugeordnet sind, ist als Firstsäule anzunehmen. Die Firstsäule im Ostteil konnte nicht gefunden werden, da sie nie bestand, weil an dieser Stelle der Altar errichtet war. Trotzdem muß das obere Teilstück, auf einem Bundtramp stehend, der auf zwei Wandständern auflag, vorhanden gewesen sein. Die Reste der beiden Wandständer wurden durch spätere Pfostenlöcher zerstört. Daß man die Firstsäulen in den Raum einstellte, ist damit zu begründen, daß eine Abwalmung des Giebels in einem flacheren Winkel erreicht werden sollte<sup>10</sup>), als es bei Aufstellung der Firstsäule in der West- und Ostwand möglich gewesen wäre. Für diese Anordnung spricht auch die Dreiteilung der Langwände durch zwei Wandständerpaare. Eine Notwendigkeit aus statischen Gründen bestand dafür nicht.

3. Der eigentliche Kultraum ist derart klein, daß eine größere Gemeinde darin keinen Platz gefunden hat. Es sind zwar müßige Überlegungen, annehmen zu wollen, die Wände des Innenraumes wären nur von einer hüfthohen Brüstung begrenzt, die Außenwände des Umganges dagegen ganz geschlossen, um mehr Menschen Platz und Blick auf die kultischen Handlungen zu bieten. Auch das Gegenteil kann angenommen werden. Feststeht, daß die Westwand des Umganges nach allen Seiten geöffnet war und eine Laube<sup>11</sup>) darstellte. Sie hatte auch keine Brüstung oder irgendeine andere Abgrenzung. 4. Nach den Gesetzen des Ständerbaues, bei dem sich die Hauptelemente gegenseitig bedingen und eine gewisse Logik und Symmetrie im Aufbau verlangen, ist als sicher anzunehmen, daß der Umgang auch an der Ostwand der „Cella“ entlang geführt worden ist. Eine gewisse Begründung dafür erlauben die Bestattungen, die an der Ostwand des Chores St. Michael II gefunden wurden. Zwar sind sie von dieser stellenweise geschnitten worden, doch konnte gesehen werden, daß es genügend Raum zwischen ihnen und der Ostwand der „Cella“ für einen Umgang von zirka 1,5 m gab.

Das Grabungsergebnis des Archäologen wurde hier, bedingt durch eine glückliche Zusammenarbeit, vom Auswerter mit Hilfe der Literatur über die Holzbautechnik und die historischen Kenntnisse der germanischen Hausformen zu einer befriedigenden Rekonstruktion weitergetrieben.

VI. Der Holzpfbostenbau St. Michael I stand mit seiner Ostseite hart an einem Begräbnisplatze. Wahrscheinlich gingen die Bestattungen im Norden und Süden ebenfalls bis an die Außenwände des Baues heran.

In den Fundamentmauern des Baues II wurden stellenweise, zwischen die Steine verpackt, Skelettreste gefunden. Bei der Aushebung des Fundamentgrabens waren also Gräber angeschnitten und zerstört worden. In den Suchgräben im Langhaus der heutigen Kirche dagegen wurden keine Bestattungen festgestellt. Erst bei Erreichung der Westwand des Baues II traten wieder die Knochenpackungen im Fundamentmauerwerk auf. Überdies wurde die Bestattung zweier Kinder aufgedeckt, die von der Westmauer geschnitten worden war. Während nach Norden hin die Erdschicht über dem gewachsenen Felsen sehr dünn wurde, daß man dort wohl keine Bestattungen angelegt hat, war es nicht möglich, größere Teile der Südwand zu untersuchen und den gräberfreien Platz in seinem Umfang zu bestimmen. Jedoch können diese Beobachtungen genügend aussagen, daß der Holzbau an drei Stellen von Gräbern umgeben war. Nach Westen aber, bis in Höhe der jetzigen Orgelempore, befand sich ein freier Platz, auf welchem, wie man annehmen muß, der größte Teil der Gläubigen während der kultischen Handlungen im Freien stand. Der sakrale Charakter des Holzbaues als Friedhofskapelle erscheint damit eindeutig bewiesen, seine Bestimmung als Friedhofskirche, in welcher Gottesdienste gehalten wurden, bezeugen die Reste der Fundamente eines Altars. Aus der Art des Nebeneinanders von Gräbern und Kirche ist die Folgerung zu ziehen, daß zuerst die Kirche an einem freien Platz errichtet — und zwar als Friedhofskirche mit Sepulturrecht — und dann erst mit den Bestattungen begonnen wurde<sup>12)</sup>.

### Die Bedeutung der Kirche I für die Architekturforschung.

I. Die Ausgrabung in der Kirche St. Michael hat durch die Auffindung einer Holzkirche und mehr noch durch die so weit gehende Erhaltung des Grundrisses, die eine fast lückenlose Rekonstruktion zuläßt, eine mehr als lokale Bedeutung<sup>13)</sup>. Reste von Holzkirchen sind vielfach gefunden worden, aber es ließ sich daraus noch lange keine vernünftige, historisch durch Beispiele gesicherte Rekonstruktion erarbeiten. Für die Architekturforschung wesentlich ist die Tatsache, daß hier Formen auftreten, die auch im hohen Mittelalter noch gepflegt wurden und, aus der Frühzeit kommend, im Frühmittelalter Verwendung fanden und im Gesetzestext der Lex Bajuvariorum beschrieben worden sind. Dabei handelt es sich um eine Übernahme der reichsten Hausform in die sakrale Sphäre. Im Holzbau wurde also für die Sakralarchitektur kein eigener Typus geprägt. Mit diesem Fund wird wohl eine Forschungsära abgeschlossen<sup>14)</sup>, die immer wieder Beobachtungen am romanischen und gotischen Steinbau aus der „Versteinerung“<sup>15)</sup> des fast unbekannten Holzbaues herleitete. Dagegen beginnt aber jetzt die Aufgabe, weitere Holzkirchen zu finden,

die sowohl die Rekonstruktion und die Beobachtungen von St. Michael bestätigen und erweitern als auch die bereits aufgefundenen diesem Bau zuzuordnen. Erst dann kann man den Holzbau für Formen des Steinbaues verantwortlich machen. Trotzdem soll in einem Überblick das Fortleben oder die Wiederverwendung alten Formengutes im Steinbau kurz angeschnitten werden.

II. Die Zweischiffigkeit<sup>16)</sup>, die immer als nordisches Gestaltungswollen erkannt worden ist, zeigt sich im Holzbau konstruktiv bedingt durch den Wunsch, die Angriffsfläche des Windes auf ein schräges Dach zu beschränken. Die Zweischiffigkeit kann auch im Grundriß, wie der Ostteil des Baues zeigt, nicht ausgedrückt worden sein. Bei dieser heimlichen Zweischiffigkeit steht dann der Oberteil der Firstsäule auf einem Tram, der auf zwei Seitenständern aufliegt. Die Grundrißform wird bei zweischiffigen Bauten in der Regel das Rechteck sein. Der Einstützenraum<sup>17)</sup> über quadratischem Grundriß ist aus diesen Überlegungen heraus zu verstehen. Ein Firstbaum tritt in die Mitte des Raumes, die Walmfläche ist auf allen vier Seiten gleich groß, so daß ein regelmäßiges Zeltdach dem Bau aufgesetzt werden kann. Dieser Raum selbst kann aber unter Umständen, wobei die Anbringung des Eingangs eine Rolle spielt, noch immer als zweischiffig gelesen werden. Für den Vierstützenraum, der aus vier im Quadrat angeordneten Raumkuben besteht, von denen immer zwei Seiten entfernt und deren Ecke durch einen Pfosten markiert wird, wäre überdies zu überlegen, ob die Stützen nicht etwa einen Oberbau, einen Glockenturm getragen haben könnten.

Ein Problem soll noch angedeutet werden. Es mag die Möglichkeit bestanden haben, daß sowohl der Mittelraum als auch die Seitenräume des Umganges flach gedeckt worden sind und daß die Langwände der „Cella“ überhaupt nicht bestanden. Dann gäbe der Querschnitt eine Staffelung der Räume, wie sie gerade im 15. Jahrhundert im süddeutschen Raum beim Kirchenbau als Staffelkirche beliebt geworden sind<sup>18)</sup>. In diesem Zusammenhang sei noch auf die Laube hingewiesen, die bei Fortlassen der Wand aus dem Umgang entstehen kann. Diese Lauben befinden sich aus gotischer und barocker Zeit an vielen, und zwar sehr oft öffentlichen Gebäuden des Mühlviertels; in Südböhmen sind sie manchmal um einen ganzen Platz herumgelegt. Hier gehört die Laube einmal zu dem Hause, zum andern aber umgibt sie den Großraum des Platzes selbst<sup>19)</sup>.

III. Bei der Betrachtung mittelalterlicher Bilder oder Reliefs fällt auf, daß sie bei Darstellungen des Weihnachtsfestkreises kein Gebäude zeigen, das mit dem Holzbau von St. Michael zu vergleichen wäre. Die Künstler verlegen das biblische Geschehen in einen Schupfen, bestenfalls in eine Scheune, denn die historische Geburt ist ja in einem Stall, aber in keinem

Haus erfolgt. Dagegen gibt es hier eine Menge von liebevoll beobachteten Details technischer Art. Die Ecksäulen sind zuweilen noch als Baumstämme, die oben in einer Astgabel endigen, in der die Spange ruht, dargestellt. Die Wände bestehen aus Flechtwerk. Bei anderen Meistern sind die Gerüstbalken aus bearbeiteten Pfosten gezimmert, die Holzverbindungen können studiert werden, die Firstsäule steht auf dem Tram, da ein Durchgehen der Firstständer die Darstellung des heiligen Geschehens stören würde. Die Wände zeigen das Reiswerk, die in Schwellenbalken eingefalzten Bretter. Ein Blockbau wurde auf den oberdeutschen Bildwerken nicht erkannt. Der Ständerbohlenbau ist auf den schwäbisch-bayerischen Raum begrenzt, während für das schwäbisch-fränkische Gebiet der Fachwerkbau am Ausgang des Mittelalters in dominierender Stellung war.

### Rekonstruktion der romanischen Steinkirche.

I. Die Ausgrabung des romanischen Grundrisses einer Landkirche mag sonst nur von lokaler Bedeutung sein. Durch die Verbindung mit dem Bau I ergeben sich neue Fragen kunsthistorischer Art, die in einem späteren Abschnitt behandelt werden sollen. Für Oberösterreich aber ist diese Aufdeckung doch eine sehr wesentliche Bereicherung der romanischen Architekturgeschichte. Konnten 1950 nur einige romanische Kirchen aufgezählt werden<sup>20</sup>), von denen aber keinesfalls der vollständige Grundriß vorhanden war, so vermehrte eine Bauuntersuchung im unteren Mühlviertel den Bestand auf über 20 Werke<sup>21</sup>), von denen jedoch nur in zwei Fällen auch die Form des Altarraumes sicher diesem Zeitraum zuzuzählen ist<sup>22</sup>). Die Bauuntersuchungen wurden in einigen Fällen durch Aufdeckung romanischer Fresken oder durch Auffindung romanischer Grabsteine später bestätigt<sup>23</sup>). Es schien also vor einem Jahrzehnt noch, als ob die Ostgrenze Oberösterreichs zugleich die Grenze der in Niederösterreich so zahlreichen romanischen Landkirchen sei<sup>24</sup>).

II. Es gelang, die wesentlichen Punkte für eine Rekonstruktion und Vermessung überall freizulegen. Der Chorraum wurde ganz ausgegraben. An einen fast quadratischen Chor schließt sich ohne Achsenknickung, aber mit leichter Achsenverschiebung ein rechteckiges Langhaus an. Dieser Grundriß ist nach dem einfachen Saalraum als primitivste Form zu bezeichnen, die schon in karolingischer Zeit verwendet worden ist<sup>25</sup>). Trotzdem gibt eine Untersuchung eine Anzahl von Hinweisen auf die Bauepflogenheiten in der Romanik, die bereits im Grabungsbericht erschöpfend behandelt worden sind. Der Bau II war eine Ostturmkirche, oder präziser ausgedrückt, eine Saalkirche mit ostwärts angebautem Chorturm<sup>26</sup>). Die Tatsache des Chorturmes wird durch drei Beobachtungen erhärtet: erstens durch die Abtreppung der Fundamente,

die sowohl am Triumphbogen als auch an den Mauern des Langhauses fehlt. Die Abtreppe endet an den Ausnehmungen ostwärts der Triumphbogenmauern und hat die beiden Mauervorsprünge geradlinig überlaufen.

Die Abtreppe spart an der Ostwand, nach Norden und Süden vorgezogen, eine Ausnehmung aus, die als Lager für eine Pfostenstellung angesehen werden muß. Zweitens lassen diese beiden Pfostenlager wie die symmetrisch angelegten Pfostenlöcher im Chorraum auf einen Einbau schließen, der als Holzunterteilung eines Turmes zu deuten ist. Vielleicht trugen diese Pfosten auch eine Treppe. Drittens wurden in der Schuttplanie zwei patinierte Metallstücke gefunden, die als Reste einer Glocke angesprochen werden könnten, die während eines Brandes vom Turm fiel. In die Bruchstücke, die von der Hitze zähflüssig waren, haben sich Sandkörner eingeschmolzen.

III. In Oberösterreich gibt es keine Ostturmkirchen, außer der Bürgerspitalskirche in Enns, deren Vorhandensein Klaar nachgewiesen hat<sup>27</sup>). Daß die Kirchen in Naarn und St. Nikola Osttürme hatten, ist unwahrscheinlich. Dagegen ist das dem Mühlviertel benachbarte Waldviertel ein ausgesprochenes Ost- und Chorturmgebiet<sup>28</sup>).

In der Rekonstruktion scheint die Chorturmkirche aus einem liegenden Quader, an den im Osten ein stehender Quader angefügt ist, zu bestehen. Bei der Dachform spielt der Neigungswinkel eine bedeutende Rolle. Romanische Großbauten, die mit Dachziegeln gedeckt waren, hatten eine flache Dachneigung; im Schutt von Bau II wurden aber keine Dachziegelscherben gefunden. Es ist anzunehmen, daß das Dach landesüblich mit Stroh oder mit Schindeln gedeckt war und daher eines stärkeren Grades der Dachneigung bedurfte. Auch aus dem mächtigen Fundament der Westwand kann auf einen höheren Giebel geschlossen werden.

### Zur Genese der Chorturmkirche und des Westwerkes.

I. Wesentlich für die Deutung des Begriffes Chorturm ist die liturgische Bestimmung seines Erdgeschosses als Altarraum. Er ist kein Raumturm, denn sein Charakter als Turm tritt nur nach außen in Erscheinung. Demnach kann es auch im Westen oder an einem anderen Teil des Kirchenbaues Chortürme geben. Der eigentliche Typus ist ein Turm über dem ausgeschiedenen rechteckigen oder quadratischen Chor des Hochaltars im Osten. Sein Erdgeschoß bildet entweder den Altarraum oder doch einen sehr wesentlichen Teil davon, wenn für den Altar noch eine eigene Rundapsis angefügt worden ist. Es gibt ihn nur im Klein- und Dorfkirchenbau, obwohl verschiedene Gründe dafür sprechen, daß der Chorturm auch in der Großarchitektur angewendet worden ist. Bach-

mann<sup>30)</sup> nimmt an, daß seine ursprüngliche Bedeutung kultisch-liturgisch war, da er das Sanktuarium auszeichnete. Er soll feindliche Mächte abwehren (oft auch Wehrturm) und soll oft auch in Nachwirkung des Grab- und Memorialkultes aufgeführt worden sein. Seine Bedeutung als Glockenturm erhielt er erst im späten Mittelalter. Baulicher und sakraler Mittelpunkt fallen bei der Chorturmkirche zusammen. Der Ursprung des Chorturmes wird verschieden abgeleitet, doch sind diese Hypothesen wenig überzeugend oder begründet<sup>31)</sup>. Nach Bachmann<sup>32)</sup> jedoch ist der Chorturm eng mit dem Einturm verbunden, und dieser soll die älteste Form darstellen. Auch mit der Möglichkeit von „einverleibten“ isolierten Altartürmen ist zu rechnen. Sicher ist der Chorquadratturm im Osten der Kirche, wie er in St. Michael II bestanden hat, eine der ältesten Formen. Auf die weiteren Typen soll in diesem Zusammenhang nicht eingegangen werden.

II. Bachmann hat die Kunstlandschaften im romanischen Kleinkirchenbau Deutschlands untersucht<sup>33)</sup> und kunstlandschaftliche Leitformen aufgestellt: Grundrißtypen, Lage und Ausformung der Türme (Chorturm, Westturm, Westquerturm), Lage des Portals usw. „Vielleicht haben sich gerade im deutschen Dorf- und Kleinkirchenbau gewisse uralte Überlieferungen reiner erhalten als in den Bauten der sogenannten ‚Hochkunst‘, die seit je den abendländischen Überschichtungen stärker ausgesetzt waren.“ Dabei hat er, soweit es um den Typus von Sankt Michael II geht, im Grundriß Chorquadratkirche, im Aufriß Ostturm-kirche, in gewissen Landschaften eine Abneigung oder eine stärkere Zuneigung gefunden. Die Chorquadratkirche, die er für nordisch hält und aus dem Holzbau herführt, findet wegen ihrer einfachen Form Verbreitung über das ganze Reichsgebiet. Sie ist gegen Osten zu häufiger zu treffen, wohl weil die Kolonisationsgebiete die einfache Form bevorzugen. Besonders die turmlosen Typen sind am Ostrand stärker. Grundrißmäßig ist also keine besondere Landschaftsbindung festzustellen. In der Turmfrage scheiden sich die Landschaften deutlicher. Der Westturm ist nördlich der Mainlinie bevorzugt, im Süden der Ostturm, außer im Sudeten- und Karpatengebiet, das ebenfalls Westturm-landschaft ist. Der Chorturm kommt bei dem Typus der Chorquadratkirche besonders häufig vor. Bachmann hält innerdeutsche Besiedlungsvorgänge für den Verbreiter, da ursprünglich slawische Gebiete, die erst im 12. und 13. Jahrhundert von der Kolonisation ergriffen wurden, frei von Chortürmen sind. Diese innerdeutschen Besiedlungsvorgänge sind also vor der eigentlichen Ostbesiedlung vollzogen worden.

III. Bei St. Michael I wurde festgestellt, daß der eigentliche Sakralraum von sehr bescheidenen Maßverhältnissen war und nur wenigen Gläubigen Platz geboten hat. Weiter wurde der bestattungsfreie Platz

im Westen des Kirchleins hervorgehoben, auf dem sich die Gemeinde versammelte. Durch Überbauung dieses Platzes ergibt sich der Grundriß einer Chorquadratkirche mit dem eigentlichen ausgeschiedenen Sakralraum und dem westlich anschließenden Gemeinderaum. Leider ist es nicht möglich, über den besonderen Aufbau der Kirche St. Michael I nähere Angaben, z. B. über ein Glockentürmchen, zu machen. Jedoch wäre es denkbar, daß die Höhe dieses Kirchleins ein etwa angefügtes Langhaus überragt hätte. Bachmann betont, daß der Chorturm in seiner Genesis eng mit dem Einturm, der wahrscheinlich eine älteste Form des nordischen Kirchenbaues darstellt, verbunden ist.

IV. Nachgewiesen scheint der Einturm noch nicht, jedoch wird in der Literatur immer wieder mit seinem Vorhandensein gerechnet. Dabei besteht allerdings die Möglichkeit, daß diese Türme entweder ganz oder nur im Obergeschoß aus Holz erbaut waren. Es ist durchaus möglich, daß sich in diesen Türmen zwei Altäre übereinander befanden, gibt es doch noch heute doppelgeschossige Kapellen, besonders Schloßkapellen, in welchen jedes Geschoß einen Altar besitzt. Gerade im Missionsgebiet wäre es denkbar, daß in Gegenwart einer größeren Menschenmenge die kultischen Handlungen auf dem Altar des Obergeschosses gefeiert worden sind, da das Untergeschoß nicht von allen Teilnehmern gesehen werden konnte. Trotzdem müßte im Obergeschoß gar kein Altar gestanden haben, wenn dieses etwa zur Aufnahme einer Glocke oder zur Predigt für eine größere Volksmenge oder aber als Warte und für den Lichtkult eingerichtet gewesen ist. In Thüringen bei Oberndorf und bei Helmstedt sind zwei Missionskapellen, in späteren Bauten verbaut, aufgefunden worden<sup>34</sup>). Ein gleicher Bau aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts befindet sich im Kloster Hersfeld. Es sind kleine Kapellen über quadratischem oder fast quadratischem Grundriß, die im Westen geschlossen waren und sich in Arkaden nach den anderen drei Seiten öffneten. Der Priester stand, so wird angenommen, mit dem Rücken zur Westwand hinter dem Altar, die gläubige Menge umgab das Heiligtum von drei Seiten. Also grundsätzlich der Typus von St. Michael I mit anderer Orientierung. In Oberndorf wurde dieser Kapelle im 12. Jahrhundert ein Turm aufgesetzt und nach Osten ein Rechteckchor angefügt, so daß die Kapelle jetzt als Vorchor dient. Wahrscheinlich aber wurde der Turm des 12. Jahrhunderts an Stelle eines älteren, vielleicht hölzernen Vorgängers aufgebaut. Wahrscheinlich deshalb, weil man sonst über dem neuen Rechteckchor einen Chorturm zur Auszeichnung des Sanktuariums aufgeführt hätte. In diesem Falle ist ganz klar zu sehen, wie an einen bestehenden älteren Sakralraum, einer Missionskapelle, vielleicht Einturm, der den Gläubigen keinen Schutz vor den Witterungsunbilden bieten konnte, nach Westen zu ein Langhaus angefügt wurde. Überdies ist der Chorturm ja kein Raumturm,

sondern ein Altarraum, auf den ein Obergeschoß aufgesetzt ist. Damit scheint die Hypothese, daß die Genese der Chorturmkirche eng mit dem Einturm verbunden ist, auf einem festeren Boden zu stehen.

V. Ähnliche Überlegungen sind dem Versuch, zur Entstehungsgeschichte des Westwerkes beizutragen, zugrunde gelegt: 1. Bachmann hebt hervor, daß das nördliche Deutschland den Ostturm ablehnt und Westtürme bevorzugt. 2. In den Missionskapellen soll der Priester mit dem Gesicht nach Osten die Messe zelebriert haben. Das gläubige Volk stand mit dem Gesicht nach Westen. 3. Diese Missionskapelle war nach drei Seiten durch Arkaden geöffnet. 4. Es besteht die Möglichkeit, daß bei St. Michael I der Umgang teilweise geschlossen gewesen ist und dieser zum eigentlichen Altarraum nur durch eine Brüstung getrennt war. 5. Es wird angenommen, daß das Westwerk germanischen Wurzeln entspringt, bis zu einem gewissen Grade feindlich gegen die Tendenz der gerichteten römischen Basilika gestellt war, wie ja auch durch die Doppelchörigkeit bei Domen bis ins beginnende 13. Jahrhundert die gerichtete Basilika abgelehnt wird. 6. Das Westwerk ist ein Typus des Chorturmes<sup>36)</sup>. 7. Ein Wehrzweck des Chorturmes kann angenommen werden, sowohl ein tatsächlicher als auch ein apotropäischer<sup>37)</sup>.

VI. Die Diskussion über das Westwerk beschränkte sich hauptsächlich auf den Verwendungszweck<sup>38)</sup>. Versuche zu seiner Genese wurden nur am Rande gemacht. Über eine Torhalle wird eine Missionskapelle, oder noch besser, ein Bau Typ St. Michael I, dessen Innenwände in Arkaden aufgelöst sind, gestellt. Dadurch erhält der Bau einen turmartigen Charakter<sup>39)</sup>, die Längstendenz wird durch die Torhalle gewahrt. Um den Turm aber betreten zu können, sind flankierende Treppentürme notwendig. Es ergibt sich so, daß dem Westwerk vom Anfang die Bestimmung als Chor zugeschrieben werden kann, bevor diese durch Überlagerung mit anderen Aufgaben verwischt wurde. Das Westwerk ist gleich dem Chorturm ein Altarraum, durch die dazugebaute Kirche erst erhalten beide Baukörper die Funktion von Chören selbst. Während der Chorturm nur an Kleinkirchen vorkommt, wird in dem karolingischen Zentralgebiet die gleiche Wurzel durch Monumentalisierung zu einer eigenen Baugruppe erhoben, die wohl an eine Basilika angeschoben ist, mit ihr aber nicht mehr zu tun hat, als daß sie den Gläubigen Schutz vor dem Wetter bietet. Mit dem Westwerk beginnt eigentlich die Entwicklung zu den zweipoligen Domen der Ottonischen Zeit. Nach Anbau einer Missionskapelle oder einer Kirche vom Typ St. Michael I an ein Langhaus, die beide ja gedeckter Altarraum gewesen sind, verlieren sie diese Eigenständigkeit und werden Chor. Der Bauanstoß zum Westwerk könnte aus der Turmfreudigkeit der Karolingischen Stammlande und der vorwiegenden Verwendung des Westturmes nördlich des Mains

erklärt werden. Durch diese Gedanken, die durch das Nebeneinander der einfachen Holzkirche St. Michael I und der romanischen Chorturmkirche St. Michael II aufkamen, soll nur ein Hinweis auf die mögliche Genese dieser beiden Sonderformen gegeben werden. Vielleicht finden sich, bisher unbeachtet, Zwischenglieder und Beweise zu dieser Hypothese.

### Die gotische Kirche.

I. Für den bestehenden Bau konnten durch die Grabung einige Feststellungen zur Baugeschichte gemacht werden. Bei Bauuntersuchungen im Jahre 1953 wurde festgestellt, daß das Langhaus älter sei als der Chor. Weiter fiel die Achsenverschiebung des Langhauses nach Süden auf. Schließlich wurde erkannt, daß das Westportal stilistisch um zirka 50 bis 60 Jahre älter ist als die datierbaren Bauformen der übrigen Kirche<sup>10</sup>).

II. Die Baugeschichte wäre folgendermaßen zu schreiben: Als man nach 1510 den Neubau begann, wurde zuerst das romanische Langhaus niedergelegt. Der Ostturm blieb stehen, und die Gläubigen sahen sich in der gleichen Situation wie ihre Vorfahren beim Holzbau. Sie standen durch mehrere Jahre während der Gottesdienste unter freiem Himmel. Bei der Niederreißung der romanischen Kirche wurden eigenartigerweise auch die tief fundierten Grundmauern an der Südseite entfernt und für den gotischen Bau in die alte Baugrube neu gelegt. Offenbar traute man den Vorgängern nicht. An der Nordseite, wo der Felsen bis auf eine dünne Humusschichte ansteht, wurden die Fundamente ebenfalls bis auf die Reste der untersten Schar entfernt. Der Bau schloß im Osten an den Turm an, mit dessen Westseite in einer Flucht liegend. Die Mauersprünge, die besonders an der Wand des rechten Seitenaltars sichtbar sind, stammen nicht von Senkungen, sondern von der Aufführung der Ostmauer und des Triumphbogens nach Entfernung des Turmes. Es handelt sich also um eine Baunaht. Der Triumphbogen steht auf den Fundamenten seines romanischen Vorgängers. Auch beim romanischen Bau wurde eine leichte Achsenverschiebung nach Süden beobachtet, die im gotischen Langhaus durch andere Orientierung und durch Verwendung der romanischen Triumphbogenfundamente verstärkt weiterlebt. Bei den Arbeiten zur Trockenlegung der Kirche wurde der Wandverputz zum großen Teil entfernt, und es fällt auf, daß nur sehr wenige behauene Quadern, wie sie die Romanik verwendete, zu finden sind. Wahrscheinlich haben die gotischen Steinmetzen diese als Bossen für ihre Werkstücke benützt und den übrigen Bau, ja selbst die Gewölbe, aus Bruch- und Feldsteinen erbaut. Auch über die Herkunft des Westportals konnte Klarheit erzielt werden, doch sei diese Frage in einem anderen Zusammenhang beantwortet.

III. Schließlich seien noch einige kleinere Beobachtungen mitgeteilt. Am nördlichen Seitenaltar befand sich ein Rundfenster in der Wand,

ähnlich wie in Waldburg, das dem Zelebranten das nötige Licht liefern sollte. Die Seitenaltarsmensen waren, im Gegensatz zum Hochaltar, nicht fundamentierte, sondern setzten gleich auf das planierte Niveau auf. Unter dem Triumphbogen war im Steinplattenpflaster des Chores (die übrige Kirche hatte einen Lehmestrich) ein großes Rechteck von zirka  $2 \times 3$  Metern in anderer Technik gepflastert, das sich dadurch scharf abhob. An dieser Stelle stand die gotische Kreuzaltarmensa, die vor zirka 150 Jahren an die nördliche Chorwand gerückt worden ist, weil man einen besseren Blick zum Hochaltar erhalten wollte<sup>41</sup>). Schließlich sei zur Frage des Baumeisters der Kirche noch eine spezielle Beobachtung erwähnt. Auf einem gotischen Weihbrunnbecken, das auf einem achtkantigen Säulchen steht, ist ein großes V eingemeißelt. Dieses Zeichen ist nicht als Steinmetzzeichen zu werten und hat an einem Chorstrebepeer der Kirche von Altenberg, Bezirk Urfahr, eine Entsprechung. Dieser trägt die Jahreszahl 1506 und die Buchstaben I. V. Nun ist bekannt, daß um 1520 im benachbarten Gallneukirchen, zu dessen Pfarre Altenberg damals gehörte, ein Meister Thoman Veldner lebte, den die Brüder Starhemberg dem Rat von Freistadt zum Umbau ihrer Pfarrkirche empfahlen<sup>42</sup>). Es ist möglich, daß die beiden V in Altenberg und in St. Michael mit diesem Meister oder einem Verwandten in Verbindung gebracht werden können. Ein stilistischer Vergleich der Kirchen wurde noch nicht durchgeführt.

### Die vorchristliche Kultstätte.

„Vermutlich an der Stelle einer vorchristlichen Kultstätte auf freier Urgesteinskuppe gelegen, die Landschaft weithin beherrschend.“ Diese Angabe des Dehio-Handbuches<sup>43</sup>) bildete neben anderen offenen Fragen ein Hauptargument für das Grabungsunternehmen. Es seien hier nur die etwa in diesen Komplex gehörenden Funde und Beobachtungen festgehalten. Nach dem Grabungsbefund kann das Vorhandensein einer solchen Kultstätte weder bejaht noch verneint werden, da keine eindeutigen Beweise gefunden werden konnten. Im Nordwesteck der romanischen Kirche wurde ein fast runder, linsenförmiger Stein ausgegraben, dessen Ränder deutliche Spuren einer Bearbeitung aufweisen. Dieser Stein liegt auf dem gewachsenen Felsen auf, wie eine Hebung zeigte, und ist an der Unterseite ebenfalls roh bearbeitet. Er wird von einem kleineren, kugeligen Stein teilweise überlagert. Im Nordosteck des romanischen Chores wurde das mit Steinsplitt gefüllte Loch eines großen Wurzelstockes angeschnitten, von dem oberarmdicke Wurzeln weggingen. Der genaue Durchmesser dieses Baumstockes konnte nicht ermittelt werden, da die Fundamentmauern von St. Michael II nur ein Segment davon erhalten ließen. Der Baum muß vor der Errichtung der Holzkirche bereits gefällt

worden sein, da die Ecke des Umganges darübergegangen ist. Im Zuge der Planierung für den Bau II wurde der Stock entfernt und das Loch gefüllt. Die Tatsache eines Wurzelstockes und oberarmdicker Wurzeln eines Nadelbaumes ist deshalb aufgefallen, weil in sämtlichen Gräben höchstens dünne Wurzeln beobachtet wurden. Jedenfalls ist damit bewiesen, daß die Stelle der heutigen Kirche mit Ausnahme des Baumes in der Nordostecke Bau II seit Jahrhunderten nicht bewaldet war.

### Versuch einer Chronologie.

I. Aus der Grabung selbst ergibt sich für die einzelnen Baustufen eine recht grobe Datierung, die folgendes aussagt:

1. Die Holzkirche gehört einem Haustypus an, der nach den Angaben der Lex Bajuvariorum um 730 bis 740 als das Haupthaus des bajuvarischen Gehöftes erkannt worden ist. Seine Wurzeln liegen in der vorgeschichtlichen Zeit. Nach dem Grade der handwerklichen Bearbeitung des aufgefundenen Baues (Reiswerk, Vierkantständer) gehört Sankt Michael I der Spätzeit an<sup>44</sup>).
2. Die Bestattungen des dazugehörigen Friedhofes sind ohne Beigaben, ohne Särge oder Totenbretter. Zum größten Teil liegen sie in streng west-östlicher Rückenlage. Bei der Bestattung wurde sonst keine Sorgfalt gepflegt, die Hände liegen zufällig neben, auf oder unter dem Körper. Stellenweise liegen zwei oder drei Lagen übereinander, doch wurden die anderen Bestattungen dabei kaum gestört. Dieses Drängen um eine Friedhofskirche wird auch andernorts in christlicher Zeit beobachtet; vorgeschichtliche, germanische und römische Bestattungen vermeiden die Zweitbelegung eines Begräbnisplatzes. Die Sitte, dem Toten Gaben ins Grab zu legen, erlischt um 700. Erst im späten Mittelalter werden wieder Gräber mit Beigaben gefunden<sup>45</sup>).
3. Nach dem Grundriß ist die Chorquadratkirche seit der karolingischen Zeit, da er eine neutrale, weil rein zweckhafte Grundform ist, möglich<sup>46</sup>). Es gibt auch in gotischer Zeit noch Beispiele, die diesen Grundriß beibehalten<sup>47</sup>). Als das früheste Beispiel einer Chorturmkirche wird St. Peter in Karnburg, Kärnten, angesehen, das in karolingischer Zeit entstanden sein soll<sup>48</sup>). Dieser Typus reicht in Österreich bis zum Ende der Romanik.
4. Die Keramik als Hauptbestandteil der Funde ist grob um 1400 entstanden. Sie datiert aber keinen Bau, sondern eine Neuadaptierung St. Michaels nach einem Brand.
5. Das Siegel des Weihbischofs Albert aus dem Hochaltar, stilkritisch entstanden vor 1480, datiert eine Weihe, die mit der Neuadaptierung in Verbindung gebracht werden kann (Taf. II).

6. In den Zusammenhang der Ausbesserungsarbeiten nach einer Zerstörung kann das um die Mitte des 15. Jahrhunderts entstandene Westportal der jetzigen Kirche gebracht werden<sup>49</sup>).
7. Gleichfalls mit diesem Umbau sind die behauenen und fein verputzten Quadern des Altarfundaments von St. Michael II in Verbindung zu setzen.
8. Der jetzige gotische Kirchenbau ist stilistisch nach 1510 entstanden, der Chor daran anschließend<sup>50</sup>).
9. Nach der als Jahreszahl 1524 geschriebenen Inschrift INRI auf der Kreuzigungstafel des Flügelaltars war der Neubau von St. Michael III um dieses Jahr beendet<sup>51</sup>).

Es ist weiter der Versuch zu unternehmen, diese Chronologie zu vervollständigen und Lücken zu schließen.

II. Die direkt oder indirekt auf St. Michael bezüglichen historischen Nachrichten sind sehr spärlich.

1. 1122 III 18 schenkt Bischof Reginmar die Kirche von Gutau und den Pfarrsprengel an St. Florian<sup>52</sup>). Aus diesem Sprengel wurden dann die Florianer Pfarren St. Oswald, Grünbach und Windhaag herausgebrochen.
2. 1125: Bischof Reginmar von Passau bestätigt dem Kloster St. Florian die Schenkung Adalberos von Griesbach, der die Eigenkirche Lasberg und den Besitz im Nordwald dem Kloster geopfert hatte<sup>53</sup>). Lasberg war also keine Pfarre, und die Grenzziehung in der nächsten Urkunde nimmt auch darauf keine Rücksicht.
3. 1131 X 12: Bischof Reginmar von Passau weiht die Pfarrkirche Gutau und gibt die Grenzen der Pfarre, die sich zwischen der Westeraist (Feldaist) und der Waldaist bis zu den Grenzen Böhmens zieht, bekannt<sup>54</sup>).
4. 1148 (1147) I 6: Bischof Reginbert weiht die Pfarrkirche Gutau<sup>55</sup>).
5. 1286 I 20: Die Brüder von Lobenstein bekennen, daß der Streit zwischen ihnen und dem Kloster St. Florian wegen der Güter zu „Rauchenöde“ entschieden sei<sup>56</sup>).
6. 1378: Stiftsurbar A und B, Einkünfte der Prälatenkammer „de Rauhenöd“<sup>57</sup>).
7. 1383 I 21: Hermann der Zinispán, Bürger von Freistadt, errichtet seinen letzten Willen: vnd schaf auch den pharrer ze Gruenpach ein pfund geltz zehen jar nach meinem tod, das er darumb alle wochen an dem Vreytag ein mes sprech dacz Rawchenodd dacz sand Michel . . .<sup>58</sup>).
8. 1380 bis 1394: Lehenbuch in Österreich ob der Enns: item ich hab auch ze lehen allez daz, daz ich hab in Grünpekcher pharre in Würnt-

hager pharre vnd in Rauchenöder pharr alles gelegen enhalb der Freynstat, waz des ist, ez sein vrbar oder waz ich fürbaz leiche, vnd alle die recht an dem walde daselbs enhalb der Freynstat gelegen, als ez ze Lobenstayn gehört<sup>59</sup>).

9. 1445: Urbar E, Einkünfte der Prälatenkammer: item Starhemberger in Rauchenöd . . .<sup>60</sup>).

Daraus ergibt sich, daß St. Michael I, ob 1122 (1131) bestanden oder nicht, in den Sprengel der Großpfarre Gutau und zu St. Florian gehört. Wenn es 1380 bis 1394 als Pfarre genannt wird, so darf angenommen werden, daß St. Michael eine Filialpfarre mit Sepulturrecht war. Ein Taufrecht konnte nicht nachgewiesen werden, es ist auch kein Taufstein vorhanden. Der Michaelskult bei einem Friedhof hat auch Hermann Zinispán bewogen, für sein Seelenheil in St. Michael II Messen zu stiften.

III. Die Flur- und Siedlungsform ist ein historisch gewordener Zustand, die Flurkunde will ihn für die Geschichtsforschung nutzbar machen. In diesem speziellen Falle soll sie der Kunstgeschichte zu Diensten sein:

Hackel<sup>61</sup>) hat 1902 versucht, eine Ortsnamengrenze für die Besiedlung bis Ende des 12. Jahrhunderts im Mühlviertel aufzustellen. Darnach gibt es keine Ortschaften auf -reith oder -schlag, sondern auf -kirchen, -bach, -dorf, -wiesen, -städten, -felden, ferner zahlreiche Orte nach Heiligen benannt. Die Siedlungsgrenze verläuft darnach über Reichenau, Hirschbach, Freistadt-St. Peter, Lasberg, St. Oswald, St. Leonhard, Königswiesen. Die Höhengrenze liegt um 700 Meter; fast alle Orte sind auch im 12. Jahrhundert urkundlich erwähnt. Deutlicher sind die historischen Gegebenheiten in einer Katastralgemeinde von der Siedlungsformenkarte Adalbert Klaars<sup>62</sup>) abzulesen. In der Katastralgemeinde Rauhenöd sind drei verschiedene Flur- und zwei verschiedene Siedlungsformen feststellbar.

1. Ortschaft Ober-Rauhenöd, ein Dreieckangerdorf, das drei Randstraßen durchziehen und damit drei Baublöcke bilden. Die Randstraßen treffen sich zu zweit an den Angerecken. Die Straßengabel ist die Keimform für die planmäßige Ausbildung dieser Angerform. Zur Datierung: von 800 bis 1000 frühe Ansätze zur Planmäßigkeit (Straßengabel), 11. Jahrhundert planvolles Schema, 12. Jahrhundert Formvollendung in der Hochblüte der deutschen Besiedlung. Ortsname durchaus deutsche Personennamen mit genetivischen oder -dorf-Endungen.
1. a Dazu gehört die Hof- oder Hausackerflur, auch Gelängeflur geheißen. Das Grundstück, auf dem das Gehöft steht, geht in gleicher Breite in die Ackerflur über. Vorkommen nur bei planmäßigen Dorfanlagen. Sie liegt in der Übergangszone von der großfeldrigen Flur zur Streu-



*Tafel II Siegel des Weihbischofs Albert Schondorfer von Passau*



siedlung oder Waldhufenform. Zeitlich ist sie für das ausgehende 12. oder 13. Jahrhundert anzusetzen.

2. Südwestlich von Ober-Rauhenödt findet sich die Einödblockflur, die um das einzelstehende Gehöft ausgebreitet ist (Unter-Rauhenödt). Es ist die planmäßige Flurform des Gebirges, weil sie die steilen Talhänge erklimmen, Kuppen besetzen und wellige Hochflächen einheitlich besiedeln kann. Ihr Vorkommen ist das Zeichen planmäßiger Kulturleistung in der Zeit um 1000 bis in das Spätmittelalter.
3. Hart nördlich der Kirche beginnt die Waldhufenflur, bei der die Gehöfte in weiten Abständen stehen und die Hufen in Streifenform bis zur Gemarkungsgrenze reichen. Verbreitung entlang den Waldgebieten der böhmischen Masse. Sie ist die letzte einheitliche Ausbaustufe der Rodung des Nordwaldes und entstand im 13. Jahrhundert.
- 3.a Dazu gehört das Reihendorf Heinrichschlag, nördlich der Kirche mit weiten Gehöftabständen. Die Entstehung und Verbreitung ist abhängig von der Waldhufenflur. Zeitlich gehört das Reihendorf dem 13. bis 14. Jahrhundert an. Die Ortsnamen enden auf -schlag, -rod, -reuth.

IV. Aus dem Studium der Siedlungsformen und ihrer Datierung ergeben sich wieder eine Reihe von Fragen. Der Gang der Rodung und die Besiedlung wurden bisher als eine stetig fortlaufende Arbeit von der Donau weg angenommen. Wie aber, wenn sich die in der Donau-niederung ansässige Bevölkerung vor den Madjarenstürmen in das Bergland zurückgezogen und sich in den unwirtlichen Gegenden neue Lebensmöglichkeiten geschaffen hätte? Oder daß die Besiedlung von einzelnen Stützpunkten ausgegangen wäre, daß gerade in diesem Mittelgebiet zwischen Donau und Nordwald die Einzelsiedler zuerst Fuß gefaßt hätten und daß dann aus den Pioniergehöften sich Ortschaften entwickelt hätten? Kann der Name Rauhenödt bedeuten, daß dort ein Mann namens Rauch oder Ruchmann gesessen war, sein Gehöft aber verödet lag, als spätere Siedler die Ortschaft gründeten? Und ganz speziell zum Thema zwei Fragen, die nicht unbeantwortet bleiben dürfen — Dorf oder Kirche, was bestand früher? Für die Priorität der Kirche spricht, daß bei der planmäßigen Anlage der Ortschaft jedenfalls die Kirche im Orte einen Platz gefunden hätte, wenn sie noch nicht bestanden hätte. Das Dorf aber wollte nicht auf die raue Höhe hinaufklettern, um zur Kirche zu kommen. Vielleicht fehlte das Wasser für eine größere Gemeinschaft, denn bei der Kirche gibt es keine Quelle. Vielleicht reichte dort oben der Boden für die neuen Siedler nicht aus. Vielleicht waren verkehrsgeographische Erwägungen maßgebend. Oder war dagegen maßgebend, daß sich an diesem Ort schon eine ältere Kultstätte gefunden hat, auf der dann das Kirchlein erbaut wurde?

Zu welcher Flurform gehört die Kirche, heißt die letzte Frage in diesem Zusammenhang. Wenn die Priorität der Kirche vor der Ortschaft bejaht wird, gehört sie zu der Einödblockflur, zum Einzelgehöft und zur Streusiedlung. Dann ist auch die einsame Lage des Kirchleins zu verstehen, die das Zentrum sowohl für die Bewohner der Einzelgehöfte als auch für die Bewohner des Nordwaldes bildete und in deren Friedhof sie ihre letzte Ruhe fanden.

Für das Gotteshaus St. Michael I kann also frühestens der Anfang des 11. Jahrhunderts und muß spätestens das Ende des 12. Jahrhunderts angenommen werden.

V. Der Baubeginn der Chorturmkirche bezeichnet das Ende der Holzkirche. Es ist sicher, daß St. Michael I einem Brande zum Opfer fiel. Ob dieser Brand seine Ursache in einem Blitzschlag oder in einer Unachtsamkeit fand, oder ob die Brandursache vielleicht mit den kriegerischen Einfällen des Herzogs Sobeslav im Jahre 1176 zusammenhängt, bei denen Ortschaften und Kirchen verwüstet wurden<sup>63)</sup>, soll dahingestellt werden.

Zunächst seien die Ost- und Chorturmkirchen des benachbarten Waldviertels herangezogen, um eine Datierung der Entstehung des gleichen Typus zu erreichen. In der Kunsttopographie des Bezirkes Zwettl<sup>46)</sup> sind drei Chorturmkirchen beschrieben: Ehsenbach, 13. Jahrhundert, Gross-Globnitz, 13. Jahrhundert, Rapottenstein, zweite Hälfte zwölftes Jahrhundert. Dazu kommen noch eine Reihe von Ostturmkirchen, bei denen es nicht sicher ist, ob sie ursprünglich nur ein Chorquadrat oder dazu noch eine Apsis besaßen, weil sie während der Gotik einen größeren Chor erhielten. Es handelt sich um Altpölla, zweite Hälfte 11. Jahrhundert, Kirchberg, erste Hälfte 12. Jahrhundert, Rieggers, 13. Jahrhundert, Sallingstadt, 13. Jahrhundert, Schweiggers, vor Mitte 12. Jahrhundert. Es ergibt sich, daß eine Kirche im 11. Jahrhundert, drei im 12. Jahrhundert und drei im 13. Jahrhundert entstanden sind. Im unteren Mühlviertel <sup>65)</sup> sind von dreißig romanischen Kirchen, von denen noch Teile vorhanden oder von denen urkundliche Nachrichten überliefert sind, zwei Kirchen im 11. Jahrhundert, zehn im 12. Jahrhundert und acht im 13. Jahrhundert entstanden. Von zehn Kirchen ist die Entstehungszeit ungewiß. Dabei muß dahingestellt bleiben, ob nicht ein Teil davon Holzkirchen oder keine Chorturmkirchen gewesen sind. Wahrscheinlich wurden im zwölften Jahrhundert aber schon alle Neubauten in Stein errichtet.

VI. Um Kirchen, deren Gründung sich in grauer Vorzeit verliert, gehen Sagen, in denen vielleicht ein Hinweis zur Datierung gegeben ist<sup>66)</sup>. Im Heere König Ottokars, der im Jahre 1261 in Freistadt eine Urkunde ausstellte und dessen Name in der Bevölkerung immer noch bekannt ist als Wohltäter der Stadt und Kirchenbauer, waren zwei Ritter, die der

Jagd huldigten. Jeder von ihnen wollte einen weißen Hirsch gesehen haben und jeder machte sich an die Verfolgung, nachdem einer dem anderen versprochen hatte, nach Erlegung ein Licht- oder Rauchzeichen zu geben. Schließlich sahen beide das Zeichen, weil beide einen weißen Hirsch erlegt hatten. Beide gelobten, an dieser Stelle eine Kirche zu bauen, und so entstanden St. Peter bei Freistadt und St. Michael. Diese Sage beruht auf der gleichartigen Bauweise der beiden Kirchen, die beide am Westgiebel einen Dachreiter tragen. Der historische Kern würde auf die Mitte des 13. Jahrhunderts als Entstehungszeit hinweisen. Die zweite Sage beschäftigte sich mit einer Schlacht, die bei der Kirche stattgefunden haben soll. Tatsächlich wurden in den Hochmooren nordöstlich der Kirche, Höhe 873 der Karte, im vergangenen Jahrhundert beim Torfstechen Waffen gefunden, die aber verschollen sind<sup>67)</sup>. Damit dürfte eine weitere Sage in Zusammenhang zu setzen sein, wonach sich die Bewohner der Umgebung in der Hussitenzeit auf einen Berg mit gewaltigen Felsblöcken retteten, der noch heute Hussenstein heißt und südostwärts der Kirche als Höhe 943 in die Karte eingetragen ist. Mit diesen beiden Sagen ist die Zeit der Zerstörung der Kirche II vielleicht fixiert. Die anderen Sagen erzählen im Zusammenhang mit dem Totenberg, dem Totenkult und dem Gericht<sup>68)</sup>.

VII. Der Grabungsbericht stellt eine Zerstörung von St. Michael II fest, nach welcher der Boden neu eingeebnet wurde und der Altarunterbau mit verputzten Bauquadern neu adaptiert wurde. Diese Wiederherstellung wird durch die Keramikscherben, die in der Schuttplanie gefunden wurden, in den Anfang des 15. Jahrhunderts datiert. Bei einer Bauuntersuchung ist aufgefallen, daß das Westportal der jetzigen Kirche zum Stil des Gesamtbaues als Fremdkörper erscheint und um 50 bis 60 Jahre älter sein muß, also in der Mitte des 15. Jahrhunderts entstanden ist. Schließlich wurde bei der Niederlegung der Mensa des Hochaltars das Siegel des Passauer Weihbischofs Albert gefunden, das vor 1480 entstanden sein muß. Diese Hochaltarmensa kann aber erst nach 1510 erbaut worden sein, der Flügelaltar darauf ist 1524 datiert. In den zwanziger Jahren des 15. Jahrhunderts tobten die Hussitenkriege, die gerade das Grenzgebiet des Mühlviertels verheerten. Die beiden oben angeführten Sagen halten die Erinnerung an diese Zeit noch heute wach. Bei einem Einfall einer dieser Horden kann die Kirche zerstört worden sein. Daraufhin wurde der Boden neu planiert, statt der engen romanischen Tür hat man ein größeres Portal in den Formen des weichen Stiles eingebaut. Die dabei herausgebrochenen, schön behauenen und verputzten Quadern wurden zur Verbreiterung des Altarfundamentes benützt. Sicher wollte man einen größeren Flügelaltar aufstellen, für welchen die romanische Mensa zu klein war. Diese neu hergerichtete Kirche weihte

nun der Weihbischof Albert von Passau wahrscheinlich 1476 und legte die Reliquienkapsel mit seinem Siegel in die Mensa<sup>69</sup>). Es ist sogar möglich, die genaue Zeit dieser Weihe zu bestimmen, da er am 30. Oktober des gleichen Jahres die neuerbaute Kirche in Kefermarkt ebenfalls geweiht hat und bei dieser Gelegenheit auch nach St. Michael gegangen sein kann. Von Weihbischof Albert läßt sich eine kurze kunsthistorische Biographie aufstellen: vor 1476 das schöne in St. Michael gefundene Siegel und 1476 die Weihe von Kefermarkt und St. Michael. 1491 die reiche Krümme seines Bischofstabes, die zum wenigsten im Entwurf vom Kefermarkter Meister stammen soll<sup>70</sup>). Und 1493 sein Grabstein in der Herrenkapelle des Domes zu Passau, der ebenfalls als Werk des Kefermarkters angesprochen wurde<sup>71</sup>). Die Ähnlichkeit des Wolfgang vom Altar und das Porträt auf seinem Grabstein ist auffallend.

### Zusammenfassung der Geschichte von St. Michael.

1. Die Holzkirche war als Filialkirche von Gutau mit Sepulturrecht ausgestattet und gehörte wahrscheinlich zu der Einödblockflur und den Streusiedlungen. Sie entstand vor der Gründung des Dreieckangerdorfes von Oberrauenödt und war der kirchliche Mittelpunkt für die Siedler am Rande des Nordwaldes. Damit lassen sich auch die zur Kirche gehörenden, sehr ärmlichen Bestattungen verbinden. Entstehungszeit im 11. oder im 12. Jahrhundert. Die Kirche St. Michael I ging durch einen Brand zugrunde.
2. St. Michael II war eine romanische Saalkirche mit ausgeschiedenem Rechteckchor, über dem ein Turm aufgebaut war. Die Entstehung ist ebenfalls nicht gesichert, vielleicht lassen sich aber zwei Ereignisse, die Einfälle Herzog Sobeslavs 1176 oder die Anwesenheit König Ottokars in Freistadt 1261 damit in Verbindung bringen.
3. Diese Kirche wurde im dritten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts durch Hussiten verbrannt, darnach neu hergerichtet und Ende des Jahres 1476 von Weihbischof Albert neu geweiht. Mit diesen historischen Ereignissen sind außerdem auch zum Teil die spärlichen Keramikfunde in Zusammenhang zu bringen.
4. Im Zusammenhang mit dem letzten Aufflackern gotischer Baulust wurde diese Kirche um 1510 abgebrochen und an ihrer Stelle der jetzt noch bestehende Bau errichtet. Die Reliquien mit dem Siegel des Weihbischofs Albert wurden in die neue Mensa übertragen, das Portal aus der Mitte des 15. Jahrhunderts als Westportal eingebaut. Der bekannte Flügelaltar trägt die Jahreszahl 1524 und schließt die mittelalterliche Geschichte des Bergkirchleins ab.

# Anmerkungen.

<sup>1)</sup> Erläuterungen zum historischen Atlas der österreichischen Alpenländer, II. Abt., 7. Teil, Heinrich Ferihumer, Die Kirchen- und Grafschaftskarte Oberösterreichs, Wien 1956, S. 479.

<sup>2)</sup> Konrad Schiffmann, Historisches Ortsnamenlexikon des Landes Oberösterreich 2, Linz 1935, S. 256.

<sup>3)</sup> Julius Strnad, Die freien Leute der alten Riedmark, in: Archiv für österreichische Geschichte, 104. Band, Wien 1915, S. 592.

<sup>4)</sup> Walther Buchowiecki, Romanische Landkirchen in Oberösterreich, in: Oberösterreichische Heimatblätter 1950, Jg. 4, Heft 2, S. 97 ff.

Ders. Die gotischen Kirchen Österreichs, Wien 1952, S. 137—144.

Martin Rudolf, Germanischer Holzbau der Wikingerzeit, 1. Teil, Die baugeschichtlichen Ergebnisse auf der Stellerburg in Dithmarschen 1942.

Hermann Wille, Germanische Gotteshäuser zwischen Weser und Ems, Leipzig 1933.

Adelhart Zippelius, Das vormittelalterliche Hallenhaus in Mitteleuropa, in: Bonner Jahrbücher, Heft 153, 1953, Seite 13 ff.

Martin Rudolf, Die Grundlagen der Holzbauweisen von Haithabu in: Offa I, S. 141—150.

Herbert Jankuhn, Haithabu, 3. Auflage, Neumünster 1956, S. 96 ff.

<sup>5)</sup> Hiezu die Literatur wie Anmerkung 4, besonders aber Torsten Gebhard, Zu den Hausangaben der Lex Bajuvariorum, in: Germania, Jg. 29, 1951, S. 230 ff.

<sup>6)</sup> Vergleiche die Altartafel von Wartberg an der Krems, „Ausgrabung der Gebeine des hl. Kilian“. In der gleichen Technik, die auf vielen gotischen Tafelbildern des Weihnachtszyklus abgebildet ist, wurden auch Möbel, z. B. die Stollentruhe, hergestellt.

<sup>7)</sup> Torsten Gebhard, Lex Bajuvariorum. Im Gesetz werden die einzelnen Gebäude eines Hofes, gestaffelt nach der Höhe der Strafe, die bei Brandlegung zu zahlen ist, in fester Reihenfolge aufgezählt: Haupthaus 40 Schilling, Scheuer des Freien 12 Schilling, Schuppen 6 Schilling; für einzelne Teile des Haupthauses folgende Strafen: Firstsäule 12 Schilling, Winkelsäule (Ecksäule des Innenraumes) 6 Schilling, die übrigen Wandständer 3 Schilling, äußere Ecksäulen des Umganges 3 Schilling, die anderen Wandsäulen des Umganges 1 Schilling.

<sup>8)</sup> Walther Buchowiecki, Die gotischen Kirchen. S. 137—144, knappe Übersicht über den sakralen Holzbau. B. nimmt aber für Österreich den Blockbau an, S. 141.

<sup>9)</sup> Das Dorf Kaldhreuth, Aquarell um 1512 von Albrecht Dürer, Bremen, Kunsthalle.

<sup>10)</sup> Karl Kersten, Das Totenhaus von Grünhof-Tesperhude, Freies Herzogtum Lauenburg, in: Offa, Band I, 1936, S. 56 ff. Hier ist der „Mittelbalken (Firstsäule) nur wenig in den Raum versetzt, so daß ein sehr steiler Walm mit Dreiecksgiebel entsteht“. Ebenso beim älteren bronzezeitlichen Totenhaus in Baven, Kreis Celle.

<sup>11)</sup> Erich Kuhlke, Die Laube als ostgermanisches Baumerkmal, o. J. o. O. Die Laube ist eine offene Säulenhalle, während die Vorhalle, wie beim Antentempel, an den Seiten geschlossen ist durch die bis auf die Höhe der Säulen vorgezogenen Langwände. Eine Laube hat schon das Totenhaus in Baven. Frühestes Beispiel im Mühlviertel Johanneskirche in Freistadt, 1380.

<sup>12)</sup> Vergleiche zu diesem Abschnitt den Grabungsbericht. Ich ging bei der Rekonstruktion des Holzhauses auf Grund der Arbeiten über die Holzbautechnik weiter, als es Dr. Lothar Eckhart nach dem ergrabenen Grundriß tun konnte. Weiter: Ausgrabungen von den Kirchen in Breberen und Doveren (Regierungsbezirk Aachen, in: Bonner Jahrbücher 150, Jg. 1950, S. 192 ff. Guten Einblick in die hochmittelalterliche Bestattungsweise, den Zusammenhang Friedhof—Kirche usw. im Rheinland mit reichen Literaturangaben bietet der Abschnitt von Raffael von Uslar, S. 221 ff. Nach dem

Bericht scheint es zwar in Deutschland zahlreiche Funde von Resten von Holzpfeilerkirchen zu geben, jedoch kann daraus kein Bau rekonstruiert werden.

<sup>13)</sup> Dazu ist die Anmerkung <sup>12</sup> zu vergleichen, weiter Hermann Vetters, *Der Georgenberg bei Micheldorf, Oberösterreich*, in: *Jahreshefte des Österr. Archäol. Institutes*, Band XLIII, 1956, Beiblatt S. 123—146, besonders S. 140 ff. In diesem Grabungsbericht rekonstruiert V. der Besiedlungskontinuität zuliebe eine frühchristliche „Burgkapelle“, die zum „Kommandantenhaus“ gehören soll. Von dieser wäre nur eine Halbkreisapsis erhalten, die römische Fußmaße zeigt; Fußmaße aber gibt es bei vielen romanischen (vgl. St. Michael II) und gotischen Bauten ebenfalls. Eine Priesterbank wird im Grundriß eingetragen, obwohl der Grabungsbericht von ihr nicht spricht. An diese Apsis wurde nach V. im Frühmittelalter ein hölzernes Langhaus mit östlichem Querschiff angebaut. Die Pfeilerlöcher aber sind zum Teil identisch mit denen des gallorömischen Umgangstempels. Da das ganze Gelände noch nicht ausgegraben ist, wäre eventuell mit einem ähnlichen Bau wie St. Michael I zu rechnen. Um diese Holzstein-Kirche liegen 15 Gräber der Kottlacher Kultur. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts aber soll das Holzschiff entfernt und die Apsis in den Neubau eines romanischen Langhauses eingezogen worden sein. Vom kunsthistorischen Standpunkt muß man diese Rekonstruktion ablehnen. Ich stelle mir nach dem vorläufigen Ausgrabungsbericht die Baustufen folgend vor: 1. Holzkirche 9.—10. Jh. (vergleiche das Verhältnis der Gräber zu der Holzkirche in St. Michael I und Anmerkung <sup>12</sup>). 2. Romanische Steinkirche mit geradem Chorschuß. 3. An diesen Chorschuß, deshalb auch die andere Art des Mörtels, wurde eine halbrunde Apside angefügt, deshalb auch das Abbrechen der Mauer. Die frühchristliche Apside liegt nördlicher als die Achse des Holzbaues, die Pfeilerlöcher des „Querschiffes“ sowie verschiedene des Umgangstempels könnten zu einem Umgang Typ St. Michael I gehören. Ganz unwahrscheinlich erscheint aber, daß man noch im 12. Jahrhundert eine frühchristliche Apside für eine romanische Kirche verwendete.

<sup>14)</sup> Josef Strzygowski, *Norden und Altertum in der christlichen Ostalpenkunst bis zum Aufhören der Selbständigkeit Kärntens*, in: *Bildende Kunst in Österreich*, herausgegeben von Karl Ginhart, Baden bei Wien 1937, S. 193 ff., S. 206. Ich habe schon 1926 in der Zeitschrift „Der Pflug“, S. 38, gemahnt: „Helft die verlorene Holzkunst Österreichs finden!“ Weiter Walther Buchowiecki, *Romanische Landkirchen und Die gotischen Kirchen*.

<sup>15)</sup> Walther Buchowiecki, *Romanische Landkirchen*, S. 100.

<sup>16)</sup> Walther Buchowiecki, *Die gotischen Kirchen*, S. 43 ff. Frühester Bau im Mühlviertel, Rainbach, Mitte 15. Jh.

<sup>17)</sup> Erich Bachmann, *Die architekturgeschichtliche Stellung der österreichischen Einstützenkirche*, in: *Christliche Kunstblätter*, Heft 2, 1957, 95. Jg., S. 10. Über die Verwendung des für die praktischen Anforderungen der Liturgie befremdlichen Raumtypus. Um so „bemerkenswerter, als dies nur in begrenzten Gebieten geschieht, in denen zumindest einige offensichtlich den Charakter abendländischer Randzonen haben . . . Möglicherweise wirkten hier . . . Bauweisen ‚induzierend‘. Ob dies der Holzbau ist, wie einige Forscher annehmen, der in der Tat in außereuropäischen Kulturkreisen Sakralbauten in Gestalt von Einmastenkonstruktionen hervorbrachte, muß einstweilen dahingestellt bleiben. Für die rechteckige Einstützenkirche ist mit Einwirkungen dieser Art immerhin zu rechnen.“ Ältester Einstützenraum im Mühlviertel Friedhofskapelle in St. Peter um 1370.

<sup>18)</sup> Ältestes Beispiel im Mühlviertel Liebfrauenkirche in Freistadt, vor der Mitte des 15. Jh. Diese Kirche enthält noch andere Rückgriffe auf älteres Formengut. Vergleiche auch Buchowiecki, S. 62.

<sup>19)</sup> Erich Kuhlke, *Die Laube, Haberlandt, Volkskunde des Burgenlandes*, Baden bei Wien 1935, S. 109.

<sup>20)</sup> Walther Buchowiecki, Romanische Landkirchen. Dagegen Adalbert Klaar, Karte über mittelalterliche Architektur im NO. Heimatatlas.

<sup>21)</sup> Benno Ulm, Die Stilentfaltung in der Architektur der gotischen Landkirchen in den Bezirken Freistadt und Perg in Oberösterreich. Ungedruckte Dissertation, Wien 1953, 1954, S. 11—14.

<sup>22)</sup> Es handelt sich um die Pfarrkirchen in Naarn und St. Nikola, beide Bezirk Perg. Ob der Rechteckchor in Steyregg noch romanisch ist, konnte noch nicht untersucht werden.

<sup>23)</sup> Romanische Fresken fand N. Wibiral in der von mir als romanisch erkannten Pfarrkirche Rechberg, deren Langhaus bisher als 1782 erbaut galt. Ähnlich frühgotische Fresken im Langhaus von St. Nikola. Grabsteine aus der Rodungszeit in den letzten Jahren gefunden in Pierbach, in Schönau vor der Südtür im Boden, mehrere Bruchstücke in St. Peter bei Freistadt, zwei in Neumarkt und einer in den letzten Wochen in Gutau.

<sup>24)</sup> Vergl. Anmerkung <sup>20</sup>.

<sup>25)</sup> Walter Boeckelmann, Grundformen im frühkarolingischen Kirchenbau des östlichen Frankenreiches in: Wallraf — Richartz Jahrbuch, Bd. XVIII, 1956, S. 30 und S. 57. Säle mit eingezogenem viereckigem Altarhaus sind „neutrale, bloß zweckhafte Grundform“. „Das nichtformale Charakteristikum dieser Grundform ist ihre Bindungslosigkeit, sie überschreitet weit die räumlichen und zeitlichen Grenzen des frühkarolingischen Ostfrankenreiches. Sie kann vielleicht als ‚nordgermanisch‘ bezeichnet werden.“

Karl Ginhart, Die St.-Peters-Kirche in Karnburg in Kärnten, in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege, Jg. 1934, S. 85 ff.

„Die Geradlinigkeit des Chorschlusses deutet auf altnordische Holzbauepflogenheit.“ Altnordisch ist auch der Turm über dem Altarraum. P. J. Tholen, Bonner Jahrbuch 150, 1950, S. 192—207, hat ca. 50 Objekte nachgewiesen, die er seit dem 7./8. Jahrhundert bis zum 13. Jahrhundert verfolgt. Vgl. Anmerkung <sup>12</sup>.

<sup>26)</sup> Erich Bachmann, Stichwort „Chorturm“, in: Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte, III. Bd., Stuttgart 1954, S. 567 ff. Dort auch die neueste Literatur.

<sup>27)</sup> Dehio-Ginhart, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler in der Ostmark, II. Band: Oberdonau, Wien—Berlin 1941. (Die 3. Auflage im Erscheinen.) S. 33, Bürgerspitalskirche hl. Elisabeth, Ostturm mit gotischem Keildach, im Kern romanisch.

<sup>28)</sup> Österr. Kunsttopographie, Bd. VIII. Die Denkmäler des politischen Bezirkes Zwettl von Paul Buberl, Wien 1911, Einleitung Romanische Kirchen, S. XV—XVII.

<sup>29)</sup> Am inneren Westgiebel der Pfarrkirche von Lasberg kann das Neigungsverhältnis des Giebels in romanischer, hochgotischer und spätgotischer Zeit gut beobachtet werden.

<sup>30)</sup> Vergleiche Anmerkung <sup>26</sup>. Ich folge hier zur besseren Übersicht den Ausführungen Bachmanns.

<sup>31)</sup> V. Sacken, in: Mitteilungen des Wr. Alterstumsvereines, 1861, S. 80; Buberl, Österr. Kunsttopographie, Band XVIII, Zwettl; Rudolf Pühringer, Denkmäler der früh- und hochromanischen Baukunst in Österreich, in: Akademie der Wissenschaften in Wien, phil. hist. Kl. Denkschriften, 70 Bd., 1. Abhandlung 1931; K. Ginhart, St.-Peters-Kirche, Richard Kurt Donin, Die romanische Baukunst in Österreich, in: Die bildende Kunst in Österreich, Bd. II, S. 60, 1938; R. K. Donin, Osttürme an Waldviertler Kirchen, in: Waldviertler Heimat, 1942, S. 83—84; R. K. Donin, Zur Kunstgeschichte Österreichs, Wien 1951; R. K. Donin, Die romanische Kirche der Burg Ranna in Niederösterreich, in: Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte, Bd. XI, 1937; Rudolf Egger, Vom Ursprung der romanischen Chorturmkirche, in: Wiener Jahreshefte des Archäologischen Institutes, Wien 1940, Bd. XXXII, S. 85 ff.

In dieser wichtigsten, für Österreich geltenden Literatur vertreten Sacken und Pühringer die Herkunft vom Vierungsturm, Buberl versucht eine Entwicklungsreihe,

indem er annimmt, die ersten romanischen Kirchen wären turmlos, aber mit Apsis, dann hätte sich ein Ostturm zwischen Apsis und Langhaus geschoben und schließlich wäre die Apsis weggelassen worden. Donin vertritt eine ungefähr umgekehrte Reihe und ist mit Ginhart der Meinung, daß hier der nordische Holzbau entscheidend mitgewirkt hätte. Egger dagegen ist der Ansicht, daß „die Lösung dem Kenner des Mittelalters versagt blieb, weil sie im Bereich der Antike zu suchen ist“. Seine Ableitung aus Quellen bis zum 5. Jh. überzeugt nur zum geringsten Teil.

<sup>32)</sup> Bachmann, Reallexikon, vertritt hier meines Erachtens zuerst die genetisch logischste Begründung.

<sup>33)</sup> Erich Bachmann, Kunstlandschaften im romanischen Kleinkirchenbau Deutschlands, in: Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft, Bd. 8, Jg. 1941.

<sup>34)</sup> Otto Stiehl, Eine frühmittelalterliche Missionskapelle in Thüringen, in: Denkmalpflege, Jg. 1932, Berlin—Wien, S. 81 ff.

Hans Pfeifer, Die Peterskapelle des ehemaligen St.-Ludgeri-Klosters zu Helmstedt, in: Die Denkmalpflege, 1899, S. 21.

<sup>35)</sup> Diese Art zu zelebrieren ist aus der Freistädter Gegend noch aus dem späten Mittelalter bezeugt. Auf vielen Westemporen standen Altäre an der Brüstung, der Priester stand mit dem Rücken nach Westen (Freistadt und St. Peter).

<sup>36)</sup> Vgl. Bachmann, Reallexikon.

<sup>37)</sup> Vgl. Donin, Anmerkung <sup>31</sup>.

<sup>38)</sup> Dieter Großmann, Zum Stand der Westwerkforschung, in: Wallraf-Richartz, Jahrbuch XIX, 1957, S. 253 ff.

Großmann setzt sich hier kritisch mit der jüngsten erschienenen Literatur über die Zweckbestimmung des Westwerkes auseinander. Wesentlich aus dieser Zusammenstellung ist, daß die Westwerke und Doppelchoranlagen als Typen Neuschöpfungen der karolingischen Zeit sind: Adolf Schmidt, Westwerke und Doppelchöre, in: Westfälische Zeitschrift 106, 1956.

Und daß sich aus ihnen die Doppelturmfassade mit Westempore entwickelte und daß „die Westwerke Westchöre sind“:

Ernst Gall, Zur Frage der „Westwerke“, in: Jahrbuch des römisch-germ. Zentralmuseums, Mainz 1954.

<sup>39)</sup> Vergl. Bachmann, Reallexikon, der das Westwerk als Typ eines Chorturmes aufführt.

<sup>40)</sup> Ulm, Die Stilentfaltung, S.42. Katalog.

<sup>41)</sup> Die schöne barocke Kreuzigungsgruppe aus der Mitte des 17. Jh. dürfte, nach freundlicher Mitteilung von Dr. Gudrun Rotter, von Hans Heinz stammen, der 1631 die Kreuzigungsgruppe der Kapelle auf Schloß Clam und 1638 den verschwundenen Hochaltar der Stadtpfarrkirche von Freistadt schuf. Der Altar der Liebfrauenkirche in Freistadt ist ebenfalls ein Werk seiner Werkstatt.

<sup>42)</sup> Original im Stadtarchiv Freistadt, Kirchenbauakten, vom 31. August 1520, abgedruckt bei Ulm, Die Stilentfaltung.

<sup>43)</sup> Dehio-Ginhart, S. 133.

<sup>44)</sup> Gebhard, Lex Bajuvariorum, S. 232.

<sup>45)</sup> Vergleiche Anmerkung <sup>12</sup>.

<sup>46)</sup> Walter Böckelmann, Grundformen, S. 58 ff. „Ihr Sinngehalt erschöpft sich in schlichter, blanker Dienlichkeit.“

<sup>47)</sup> Das prächtigste Beispiel aus dem 14. Jh. ist die Kirche St. Lorenz in Lorch.

<sup>48)</sup> Karl Ginhart, Die St.-Peters-Kirche.

<sup>49)</sup> Benno Ulm, Die Stilentfaltung, Beilagen und Grundrisse.

<sup>50)</sup> Ulm, Die Stilentfaltung.

<sup>51)</sup> Die Hauptfiguren des Schreines gehören der Werkstatt eines Meisters an, der den Stil von Kefermarkt tradiert. Er gehört in die spätgotische Stilstufe des Manieris-

mus. Vom gleichen Meister stammt eine Madonnenstatue, die im Pfarrhof in Alberndorf aufbewahrt wird. Dagegen gehören die Reliefs in den zweiten spätgotischen Barock. Diese erreichen keine Qualität. Die Malereien verraten wenig Einfluß der Donaueschule, was auch in Waldburg zu beobachten ist. Das Hochrelief einer Marienkrönung hat mit dem Stil des Altars nichts zu tun. Es gehört in die Richtung, die der Meister von Zwettl einschlägt. Vier Flügelreliefs eines Nothelferaltars im OÖ. Landesmuseums sind vom gleichen Meister.

<sup>52)</sup> Jodok Stülz, Einige Fragmente zur älteren Pfarrgeschichte von Gutau... in: Theologisch-praktische Quartalschrift, Linz 1868, S. 210 ff.

<sup>53)</sup> OÖ. Urkundenbuch, II, 164.

<sup>54)</sup> Jodok Stülz, Einige Fragmente, S. 210 ff.

<sup>55)</sup> Jodok Stülz, Einige Fragmente, S. 210 ff.

<sup>56)</sup> OÖ. Urkundenbuch IV, 45.

<sup>57)</sup> Schiffmann, Die mittelalterlichen Stiftsurbare III, S. 78.

<sup>58)</sup> OÖ. Urkundenbuch X, 217.

<sup>59)</sup> OÖ. Urkundenbuch X, 735.

<sup>60)</sup> K. Schiffmann, Stiftsurbare, S. 376.

<sup>61)</sup> Alfred Hackel, Die Besiedlungsverhältnisse des oberösterreichischen Mühlviertels, Stuttgart 1902, S. 32.

<sup>62)</sup> Adalbert Klaar, Siedlungsformenkarte der Reichsgaue... Oberdonau..., Wien 1942.

<sup>63)</sup> A. Hackel, Die Besiedlungsverhältnisse, S. 32.

<sup>64)</sup> Vgl. Anmerkung <sup>28)</sup>.

Es scheint bei einer Durchsicht und Überprüfung, daß Buberl (vgl. Anmerkung <sup>31)</sup>) die Kirchen nach seiner Entwicklungsreihe datiert hat, also daß die Chorturmkirche ohne Apsis bei ihm den jüngsten Zustand darstellt. Daher werden diese Kirchen alle ins 13. Jh. oder die zweite Hälfte des 12. Jh. gerückt, die entwicklungsgeschichtlich späteren Formen vordatiert.

<sup>65)</sup> Ulm, Die Stilentfaltung, S. 11—14.

<sup>66)</sup> Die Kenntnis dieser Sagen verdanke ich der fast 90jährigen Mesnerin Frau Gstöttenmayer und ihrer Tochter, die schon fast 60 Jahre bei der Kirche wohnen.

<sup>67)</sup> Davon berichtete mir der Sohn der Mesnerin, Augustinerchorherr Gstöttenmayer, Pfarrer in St. Peter am Wimberg.

<sup>68)</sup> Die Seelen der ungeborenen und ungetauften Kinder fliegen in die Äste der Wetterlärche und spielen, bis das Gericht kommt. Unter Steinen nördlich der Kirche ruhen drei Heilige, die aus ihrem Grabe herauswachsen, der Hügel wird immer größer. Wenn sie auferstehen, kommt der Erzengel zu Gericht. (Der Hügel ist entstanden, da die Schneemassen durch eine Dachluke vom Dachboden herabgeworfen werden müssen. Durch den mitgeschleppten Unrat des Dachbodens wächst der Hügel.) Verstümmelt: von weiter Umgebung, aus dem Waldgebiet bis nach Böhmen hinein, werden die Toten gebracht. An der Westseite der Kirche befinden sich zwei kleine Fensterchen nebeneinander. Durch diese soll der Priester Pestkranken und Aussätzigen die Kommunion gereicht haben.

<sup>69)</sup> Das Siegel zeigt den Bischof sitzend unter einer reichen Architektur, darunter sein Wappen. Die Inschrift heißt: sigillum Albertus Schont. Epi. Salonensis. Der Bischof war Rektor par. eccl. sancti Stefani in Passau und ist in Oberösterreich 1473 und 1476 bei mehreren Kirchenweihen bezeugt. Durchmesser 45 mm, nach einer Mitteilung des OÖ. Landesarchivs an den Landeskonservator von Oberösterreich. Stilistisch gehört das Siegel noch in die siebziger Jahre des 15. Jahrhunderts, wenn sich auch in der reichen Architektur Raumtendenzen bemerkbar machen, die auf den Barock der achtziger Jahre hinweisen.

<sup>70)</sup> Florian Oberchristl: Der gotische Flügelaltar zu Kefermarkt, 2. Auflage, Linz 1923.

Oberchristl nimmt auch an, daß der Flügelaltar von St. Michael und die Kirche eine Stiftung des Veit von Zelking, des Sohnes des Stifters des Kefermarkter Altars, sein soll.

Weiter, Die Kunstdenkmäler von Bayern, Stadt Passau, Tafel VIII, Bischofsstab.

Die Kunstdenkmäler von Bayern, Bezirksamt Griesbach, Tafel XVII, Silberstatue in Kößlarn, wo Meister Balthasar Waltenberger, dem der Bischofsstab zugeschrieben wird, signiert hat.

<sup>71)</sup> Clemens Sommer, Der Meister des Kefermarkter Altars von Passau in: Zeitschrift des Deutschen Vereines für Kunstwissenschaft, Band II, Jg. 1935, S. 260, mit Abbildung.

## Die Keramikfunde aus der Filialkirche St. Michael.

Von  
Eduard Beninger.

Das durchwegs verscherbte Fundmaterial wurde uns übergeben in fünf kleineren Schachteln, die folgende Beschriftung tragen:

1. Vorromanisch. Graben II.
2. Vorromanische Schicht (Holzkirche).
3. Vorromanisch. Pfostenloch, Graben II. (Nur eine einzige Scherbe.)
4. Romanisch. Graben II, II b.
5. Funde aus dem Aushub, verschiedene Epochen.

Jede Scherbe, die sich durch eine Verzierung auszeichnet oder für ein Gefäßprofil wenigstens teilweise auswertbar ist, wurde in unsere Abbildung Taf. III aufgenommen. Die tiefere Schicht bezeichnen wir mit A; Fig. 1—6 stammen aus der ersten Schachtel, Fig. 7a, b und 8—9 aus der zweiten. Die Scherben aus der oberen Schicht beschriften wir mit B, zu ihnen gehören Fig. 7c und 10—15 aus der vierten Schachtel. Im Aushub wurden Fig. 16—18 vorgefunden. Die unansehnliche Scherbe aus der dritten Schachtel wurde nicht abgebildet. Nicht zu einer Abbildung eignet sich eine Scherbe aus der zweiten Schachtel, obwohl wir in der Besprechung auf sie verweisen müssen. Daraus wird schon ersichtlich, daß es sich nur um eine bescheidene Anzahl von Bruchstücken handelt.

Größere Fragmente sind nicht vertreten, immerhin verraten Einzelstücke bemerkenswerte Kennzeichen. Mehrere Scherben sind angeblakt oder zeigen sogar anhaftende Reste, die darauf schließen lassen, daß sie lange in einer Brandschicht gelegen sind. Einwirkungen von Feuer sind nicht zu erkennen, kein Stück ist verschmort oder verzogen. Sämtliche

Scherben sind Drehscheibenarbeiten. Es handelt sich durchwegs um Erzeugnisse einer handwerklichen Technik, wie sie für eine Werkstatt üblich sind. Mit Ausnahme von Fig. 18 zeigen sämtliche Basisfragmente keinen eingesetzten Boden, sondern eine ebene, feste Standfläche ohne Quellrand. Wie bereits aus der Anordnung der Abbildung hervorgeht, paßt die Scherbe Fig. 7c aus B an das Randstück Fig. 7b aus A an. Doch auch abgesehen von diesem Nachweis drängt sich die Vorstellung auf, daß sämtliche Scherben aus A und B einer annähernd gleichzeitigen Entwicklungsphase angehören.

Sämtliche Scherben zeigen gut geschlossene Drehrillen, was den Schluß zuläßt, daß die Scheibe technisch bereits gut ausgewogen war. Spuren eines Formholzes, das vor dem Brand auf den Gefäßrand aufgesetzt und herumgeschoben wurde, sind nicht festzustellen. Dazu mag stimmen, da auch keine Kugeltöpfe, sondern nur Gefäße mit ebener Standfläche nachzuweisen sind.

Die Randstücke Fig. 5, 7, 11 und weitere Bruchstücke aus A und B stammen von einer weitmündigen, tiefen Schale mit waagrecht abgeschnittenem, leistenförmigem Mundsäum. Die Tonaufbereitung zeigt eine mit Quarzkörnern, Grus und Glimmerblättchen angemengte Masse, so daß der Bruch spröde wirkt. Der Tonkern zeigt noch die ursprüngliche, schmutzig-graue Farbe, weil der Brand vorzeitig abgebrochen wurde. Die waagrechte Schauseite der Randleiste ist mit seicht eingefurchten Wellenlinien besetzt. Es handelt sich um kein Wellenband, sondern um einzügige Wellenlinien, auch um keine sogenannte Schlangenlinie, sondern um eine unsymmetrische Bewegung. Nun gilt in Ostdeutschland die einzügige Wellenlinie ihrem Ursprung nach als slawisch und erst die gleichmäßige Rhythmisierung als ein Kennzeichen der deutschen Kolonisationsware. Die unruhige, verworrene Ziehung der einzügigen Wellenlinie tritt in Mitteldeutschland etwas vor 1300 auf und geht seit der Mitte des 14. Jh. allmählich zurück. Diese Beobachtung müßte aber für unser Gebiet noch nicht bindend sein. In unseren Funden kann ich die auf der Randleiste verzierten Schalen in Verbänden des 15. Jh. nicht nachweisen, doch sind sie für das 14. Jh. zu belegen, z. B. im Türkenkogel von Poppendorf (Arch. Austr., 21, 1957, 75—95, Abb. 10/1; doch unrichtig orientiert und falsch datiert).

Der Tonkern der Bruchstücke Fig. 4, 8, 10, 18 wurde beiderseits mit einer dünnen, hellbraunen Tonbrühe belegt, um die Porosität der Scherbe auszugleichen. Diese Deckschicht ist nicht als Brandfarbe zu erklären, etwa als Ergebnis eines oxydierenden Brandes durch Zuführung von Luft in den Ofen. Die Durchschmauchung des Innenkernes beweist, daß nach dem Auftrag das Gefäß ein zweitesmal gebrannt wurde. Der Überzug haftet, offenbar wegen des zu schwachen oder kurzen Brenn-

verfahrens, nicht dauerhaft. Er blättert nicht ab, sondern konnte durch Gebrauch abgerieben werden. An der Innenwandung der Schalen, die eben als Kochgefäße für fetthaltige Speisen oder Suppen dienten, erhält er sich besser. Den Auftrag einer Deckschicht über den durchschmauchten Tonkern und damit das zweifache Brennverfahren kennen wir noch aus dem 1450—1480 münzdatierten Fund aus der Wüstung Kolbing bei Kotting-Neusiedl. Die Form der dickwandigen Schalen mit leistenförmigem, unverziertem Mundsaum Fig. 4 und 8 findet sich in einer nach oben und unten gut abgesetzten Bauschicht der ehemaligen Wasserburg Neydharting, die durch ein gotisches Kachelblatt mit reicher Figuralverzierung ins 15. Jh. datiert ist. Diese unverzierten Schalen scheinen sich demnach länger als die verzierten gehalten zu haben. Das Mittelstück eines Henkels von ovalem Durchschnitt Fig. 10 ist auf der Außenwölbung verziert mit einer Reihe von untereinanderstehenden Delleneindrücken, eine Verzierung, die kaum vor dem 14. Jh. angesetzt werden kann.

Einen gesicherten Ausgangspunkt für die Datierung liefert das Randstück mit der Töpfermarke Fig. 2. Gestempelte Muster auf der Gefäßleibung (also nicht auf der Bodenplatte) treten gemeinsam mit der Rädchenverzierung seit dem Ende des 13. Jh. auf. Immer sind diese Muster geradlinig, nie gekrümmt. Davon abzusetzen sind die Töpfermarken, die wir vor 1400 nicht nachweisen können. Unsere kreisförmige, tief und scharf eingestempelte Marke von 8 mm Durchmesser mit vier kreuzweis gestellten Radspeichen sitzt knapp unterhalb des Randscheitels an der Innenseite des Topfes. Durch den Druck der Einstempelung bildete sich auf der Außenkante des Mundsaumes eine kleine Lippenauswölbung. Dies alles spricht für eine Frühstufe der Markenstempelung. Wenn wir aber auch alle Vorsicht walten lassen wollen, so muß doch betont werden, daß für den denkbar ältesten Ansatz nur das 14. Jh. in Betracht kommen kann.

Die Tonaufbereitung von Fig. 2 zeigt bereits eine geschlämmte Masse, so daß der Bruch rau und kantig wirkt. Der mittelgraue, nicht abgespachtelte Ton ist wohl gut gebrannt, doch noch nicht durch einen reduzierenden Brand im geschlossenen Ofen einheitlich durchgebrannt. Einen ausladenden Mündungsrand zeigen auch die Töpfe Fig. 12 und 16. Diese Profilierungen sind Begleiterscheinungen der Drehscheibenarbeit, durch das Abdrehen entstehen Spielarten ohne Formempfindlichkeit. Chronologische Schätzungen ergeben sich nur für das Einsetzen typologischer Endentwicklungen. So hält sich die Ausladung des schlichten Randes bis zum Münztopf von Ossarn mit der Vergrabungszeit 1445. Der Randausschlag des dunkelgrauen, gut abgespachtelten Topfes Fig. 12 ist unterfurcht, doch kann noch nicht von einer Unterkehlung gesprochen werden.

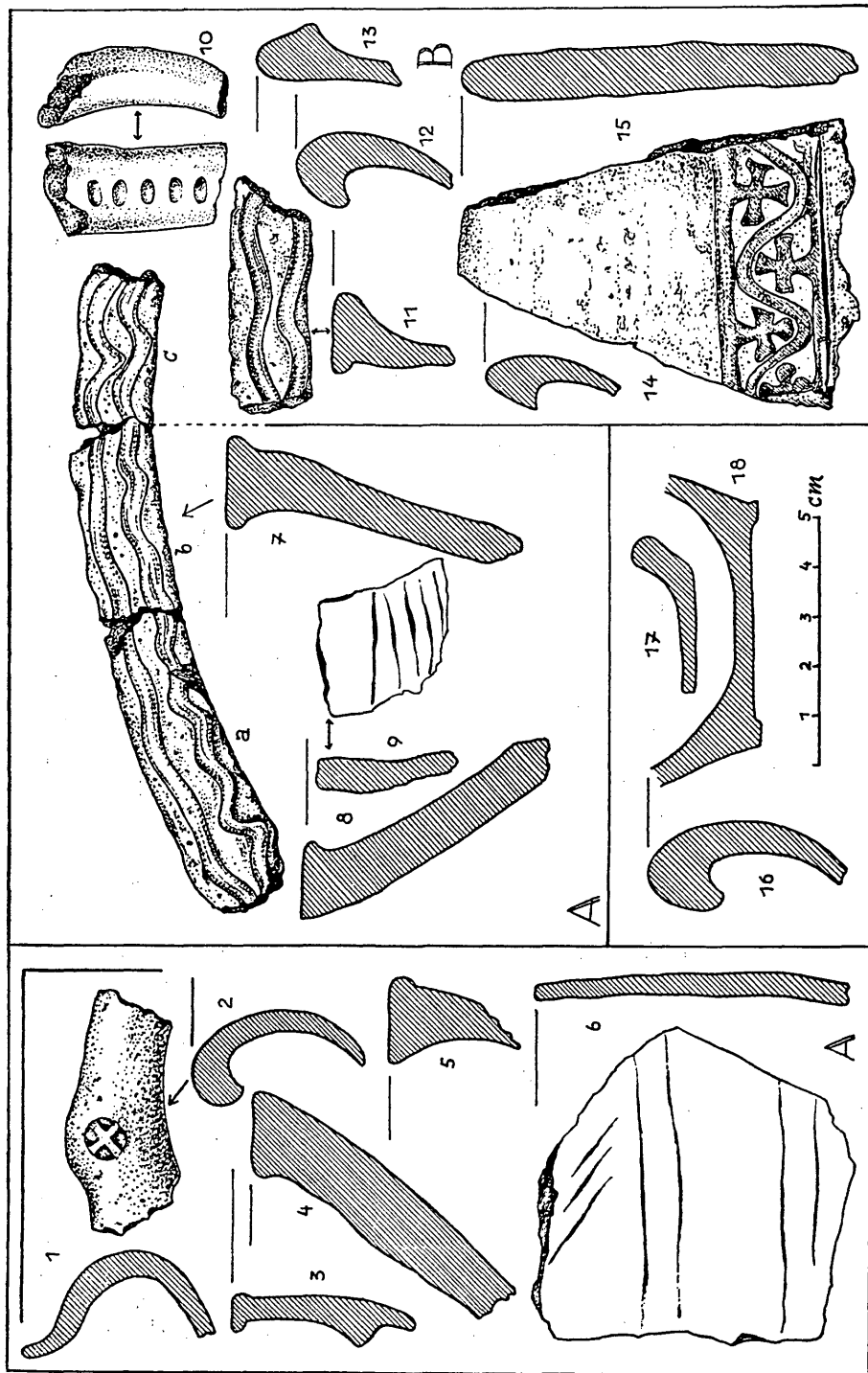
Der Hals des Topfes Fig. 2 ist höher ausgeschwungen. Die beiden Gefäße können gleichzeitig angesetzt werden. Das dunkelgraue, graphitierte Randstück Fig. 16 ist gut abgespachtelt und besonders schwer in der Masse. Die kräftige Randumlegung ist unterkehlt und scharf profiliert. Es handelt sich in keramisch-technischer Beziehung um eine hervorragende Leistung, die ich noch um 1400 datieren würde. Doch interessiert uns ja die Zeitbestimmung dieses Topfes weniger, weil er aus dem Aushub stammt, der auch Scherben enthielt, die zweifellos dem 16. Jh. angehören.

Verstärkungen des Mündungsrandes zeigen die Töpfe Fig. 13 und 14. Das angeglommerte, auch mit Graphit durchsetzte Randstück, Fig. 13, besitzt eine dachartig vorspringende Verdickung des Mundsaumes, die bei Fig. 14 nach abwärts abschrägt und nach unten abgestuft ist. Auf der Paura an der Traun haben wir in den Böschungsbauten des 12. Jh. für diese Randbildung noch keinen Nachweis, hingegen in den Oberflächenschichten, die aber kaum weit ins 13. Jh. hineinreichen. Ich rechne daher mit dem Auftreten seit dem 13. Jh., besitze aber keine Anhaltspunkte über die Lebensdauer.

Das Randstück Fig. 3 eines Kruges mit zylindrischem Hals aus dünnwandigem, hellgrauem Ton zeigt eine feinkörnige Oberfläche und ist fast klingend hart gebrannt, womit es in seiner keramischen Struktur bereits zur hellgrauen Ware des Hochmittelalters überleitet. Unter dem leistenförmig abgeschnittenen Mundsaum sitzt auf dem Hals eine umlaufende, plastisch scharf vorspringende, dachartig profilierte Rippe in der Art der Ringumfassungen zur Erhöhung der Tragfestigkeit des Henkels. Ringrate beginnen bei den Münzkrügen seit der Mitte des 15. Jh., doch hat das Gefäß von Fels am Wagram, Vergrabungszeit post 1450, noch keine Halsverstärkung. Für den Krag Fig. 3 ist daher als früheste Datierung die Zeit um 1400 zuzulassen.

Das Randstück Fig. 1 weist unterhalb des aufsteigenden Mundsaumes innen eine flachausgewölbte Drehvertiefung, ähnlich wie die Lagerung für einen Sturdeckel, auf. Das graphitdurchsetzte, hartgebrannte Wandstück Fig. 6 zeigt einen metallisch schimmernden Graphitüberzug. Die nächste Entwicklung zeigt das dünnwandige Schulterstück Fig. 9, das bereits an die Eisentonware erinnert.

Eine vorzüglich gebrannte Scherbe aus Schachtel 2 kann nicht zur Gattung des irdenen Hausgeschirrs gerechnet werden. Sie zeigt eine scharf und gerade abgeschnittene Kantenleiste, zu der aber die Drehrillen und Wulstgurten auf der Innenwandung fast rechtwinkelig gerichtet sind. Für ein Gefäß des Hausrates kommt daher weder ein Mundsaum noch ein Hohlfuß in Betracht, doch scheidet auch eine Bestimmung als Ofenkachel aus. Wie bei Fig. 16 handelt es sich um eine technisch hervor-



Tafel III Keramik aus der Kirche

ragende Leistung, die selbst von dem so ungewöhnlich verzierten Bruchstück Fig. 15 nicht erreicht wird.

Der zylindrisch aufsteigende Randkragen Fig. 15 mit rundstabigem Mundsäum aus mittelgrauem Ton dürfte von einer weitmündigen Kesselform stammen. Die keinesfalls sorgfältig abgespachtelte Schauseite zeigt oberhalb eines scharfen Grates ein 15 mm hohes, friesartiges Schmuckfeld. In ihm sitzt ein schmales Wellenband, in dessen Bögen wechselseitig je ein breitrandiges Kreuz, anstehend an den jeweiligen Rand des Schmuckfeldes, schwebend hinreintragt (erinnert an die Tatzenkreuze der Hafnerzeller Töpfermarken). Diese Verzierung tritt schwach reliefiert hervor, sie wurde vor dem Brand in die luftgetrocknete Tonmasse nicht mit einem Prägestock, sondern mit einem hölzernen Rollstempel, in dem das Muster eingekerbt war, eingeprägt. Die Ausführung entspricht aber keineswegs einer hochstehenden Handwerksübung. Für eine Datierung fühle ich mich nicht zuständig.

Nach diesem Überblick, der einen Auszug aus einer ausführlichen Bearbeitung darstellt, kommen wir zu folgender Zusammenfassung:

1. Es gibt unter den Scherben aus der Schicht A keinen einzigen Beleg, der vor dem 14. Jh. anzusetzen wäre.
2. Die Schicht B hat zumindest teilweise Gemeinsamkeiten mit A.
3. Aus der Schicht B könnte man Fig. 13 und 14 möglicherweise etwas älter datieren.
4. Käme eine einmalige Deponierung für alle Reste des irdenen Hausgeschirrs in Betracht, so würde ich dies nicht ausschließen und mich für das ausgehende 14. Jh. entscheiden.

## Über mehrere menschliche Schädel aus Ober-Rauhenödt.

Von  
Ämilian Kloiber.

Als mir am 6. August 1957 Dr. Benno Ulm von den Skelettfunden berichtete, die am 3. August an 17 verschiedenen Stellen innerhalb der Filialkirche zum hl. Michael zu Ober-Rauhenödt gemacht worden waren, teilte er mir auch mit, daß sich bei den Grabungen links vom Altare fünf Skelette und ein Schädel ohne Körperskelett vorgefunden hätten und rechts vom Altare neun Skelette und zwei kleinere Knochenkonvolute. Leider konnte ich der Einladung nicht folgen, diese bemerkenswerte Grabung zu besuchen. Ich komme nun gerne dem Wunsche

des Grabungsleiters, Dr. Lothar Eckhart, nach, die mir übergebenen Skelette kurz zu kennzeichnen. Die anderen Fragen über die bekannte Kirche auf dem nach allen Seiten hin freiliegenden Höhenpunkte werden aus berufenem Munde weiter oben abgehandelt.

Eine ausführliche Vorlage des menschlichen Skelettmaterials kann im Rahmen dieser Berichtspublikation leider nicht erfolgen. Das kleine Material ist durch seinen Fundort deshalb interessant, weil aus dem ganzen Mühlviertel — und damit auch aus dem unteren — nicht ein Schädel und geschweige denn auch nur ein Körperskelett publiziert ist<sup>1)</sup>. Damit ist ja auch gesagt, daß die Skelette, aus welcher Zeit sie auch immer stammen mögen, einen publizierten Erstfund darstellen. Wir befinden uns also auf keiner zum Vergleiche einladenden und zu einem solchen berechtigenden Ebene mehrerer ähnlicher Punkte, sondern auf dem allerersten und daher auf einem völlig isolierten Punkt.

Inwieweit die spezielle Auswertung der Lage der Skelett-Teile für die Datierung allenfalls etwas geboten haben könnte, kann ich mangels eines Lokalausgleiches nicht beurteilen. Auch sind mir diesbezügliche und vor der Hebung der Skelette angefertigte Lageskizzen oder Lichtbilder nicht bekannt. — Die vorgelegte kleine Studie bemüht sich um die bisher kaum versuchte Beantwortung der Frage, *ob aus den Skeletten selbst ein datierendes Element* für die Bestattungszeit<sup>2)</sup> gewonnen werden könnte. Da sich alle Feststellungen a posteriori nur auf Indizien stützen können, handelt es sich um die Suche und um die Aufzeigung solcher Hinweise. Diese könnten im Vereine mit anderen, aus anderen Disziplinen erschlossenen ein brauchbares Bild geben.

## I. Das Material.

Die mir übergebenen Skelette boten trotz sorgfältiger Behandlung der Knochen, mit der ich den Präparator Ernst Nagengast (Linz) beauftragte, leider nur mehr die Möglichkeit, *zehn Schädel* morphologisch und metrisch zu erfassen. — Zu den Schädeln Nr. 1 und Nr. 3 gehören mehr oder minder vorhandene Körperskelette. Außerdem liegt ein Posten von Knochenbruchstücken vor, die m. E. zu bestimmten Individuen nicht zuteilbar sind.

Die Untersuchung der Knochenoberfläche und der Querschnitte an den zahlreichen Bruchstellen läßt erkennen, daß dieses Material nicht in typischer Weise in *feuchter* Erde (Lehm oder Löß oder Humus) gelagert gewesen sein kann. In Frage kommen m. E. kaum durchfeuchtete Sande oder überhaupt Medien mit Abhaltung von regelmäßiger Feuchtigkeitszufuhr, mit Ausnahme jener Mengen von Luftfeuchtigkeit, die sich durch die Temperaturstufen eines Jahres vor allem zwischen der Innen- und Außenluft gerade bei Kirchen ergeben. — An keinem der mir über-

gebenen Knochen sind typische *Holz*-Spuren festzustellen. Ebenso sind *mineralische* Anlagerungen nicht nachweisbar. Ferner zeigen sich keine Kontakte mit *Metallen*. — Die Zähne zeigen kaum einen oder keinen *Zahnstein*. — Alle Knochen und die Zähne sind zum Teil ihres *Kalkes* und völlig ihrer *organischen* Substanzen beraubt, soweit sich dies aus der Beurteilung der Elfenbeinschicht der Knochenoberfläche ergibt.

Keiner der zehn Schädel ist vollständig erhalten. Nur der Schädel Nr. 1 besitzt eine geschlossene Basis; nur die Schädel Nr. 2 und Nr. 3 verfügen über ihren Ober- und Unterkiefer. Die Schädelkapsel bei Nr. 4, 5, 6 ist völlig ohne Basis; bei den Schädeln Nr. 7, 8, 9 sind nur die Oberteile der Schädelkapsel vorhanden. Der Schädel Nr. 10 ist in einigen Bruchstücken der Kapsel und als Unterkiefer erhalten. — Ferner liegen fünf isolierte Unterkiefer und vier ebensolche Oberkiefer vor, deren Zuteilung m. E. unsicher ist.

Die Untersuchung konnte sich mit 90 Zähnen beschäftigen, die etwa zur Hälfte noch in den Kiefern stecken, zur anderen isoliert sind. — Zum Schädel Nr. 1 gehört glaublich ein zur Hälfte erhaltenes Körperskelett, von dem vier große Röhrenknochen weitgehend untersuchbar sind (linker Femur-, linker Humerus-, beide Tibia-Knochen). Ferner ist zum Schädel Nr. 3 ein etwa zu einem Viertel erhaltenes Körperskelett zu zählen. Der verbleibende Rest an Knochen umfaßt 31 nicht einfügbare Schädelbruchstücke (zumeist von der Basis stammend), ferner zwölf nicht zuteilbare Bruchstücke von Röhrenknochen und schließlich einigen kaum zu verwertenden Knochenschutt.

## II. Die Bearbeitung.

Infolge des schlechten Erhaltungszustandes der Schädel Nr. 7 bis 10 konnten nur die Schädel Nr. 1 bis 6 in Bearbeitung genommen werden. Im Sinne der Beantwortung der gestellten Frage nach der Datierung wird zuerst die *Scheitellansicht* der Schädel vorgelegt, weil in der Regel diese Draufsicht = *norma parietalis* von den sechs Ansichten des Schädels am häufigsten erhalten und dadurch am besten vergleichbar ist und weil diese Ansicht auch sehr gut aussagt.

In dieser Orientierung zeigen die Schädel Nr. 2, 4, 6 kaum eine Betonung der *Länge* dem Maße nach, weder an sich noch im Verhältnis zur Breite. Das Hinterhaupt ist ferner vom Mittelschädel morphologisch nicht abgesetzt, und der Schädel ist somit annähernd *kreisrund* bei Nr. 4, kurz-bombig bei Nr. 6, zentral-blasig bei Nr. 2. Die übrigen drei näher behandelten Schädel zeigen eine gerade noch oder schon feststellbare Betonung der größten Schädellänge. Diese zeigt sich auch hier nicht dem Maße nach, aber in der Form und in der ganz geringen Absetzung des Hinterhauptes vom Mittelschädel sowie auch im Verhältnis der Länge

zur größten Schädelbreite, siehe die Schädel Nr. 1, 3 und 5. Diese drei Schädel sind als mäßiglang-bombig zu bezeichnen.

Die beschriebenen und in den sechs Abbildungen der Tafel IV dargestellten sechs Schädel lassen sich nicht nur morphologisch, sondern auch metrisch in ihrer Eigenart veranschaulichen:

| Schädel Nr.                                        | 1      | 2      | 3      | 4      | 5      | 6       |
|----------------------------------------------------|--------|--------|--------|--------|--------|---------|
| Geschlecht                                         | männl. | männl. | weibl. | weibl. | weibl. | unbest. |
| Ungefähres Lebensalter in Jahren                   | um 55  | um 45  | um 60  | um 25  | um 25  | um 30   |
| Schädelvolumen in mm <sup>3</sup> (n. Lee-Pearson) | 1536   | 1421   | 1239   | 1385   | —      | 1353    |
| Gr. Schädel länge in mm (Nr. 1 n. Martin)          | 175    | (169)? | 165    | 162    | (169)? | (164)?  |
| Gr. Schädelbreite (Nr. 8 n. Martin)                | 155    | (154)? | 138    | 150    | 148?   | 153?    |
| Ohr-Bregma-Höhe (Nr. 20 n. Martin)                 | 121    | 114    | 111    | 117    | —      | 110     |
| Längen-Breiten-Anzeiger d. Schädels                | 89     | 91?    | 84     | 93     | 88?    | 93?     |

Hieraus ergibt sich, daß die Maße für die Schädel länge bei Nr. 2 bis 6 grundsätzlich als *gering* zu bezeichnen sind, während der Schädel Nr. 1 einen Grenzwert darstellt. Die Maße für die Schädelbreite sind ebenso als *beträchtlich* zu bezeichnen. Jene für die Schädelhöhe sind grundsätzlich als *gering* zu bewerten. Die Schädelhöhe gleicht also bei diesen Individuen die geringe Länge nicht etwa durch eine beträchtliche Höhe aus. Auch die errechneten Volumina der Schädel sind eher als *gering* zu bezeichnen<sup>3</sup>).

Die Ansicht der Schädel im *Profile* zeigt keine Stufen zwischen der Scheitel- und der Hinterhauptgegend. — Die Ansicht der Schädel *von hinten* weist bezüglich der Seitenwände keinen geradwandigen, sondern einen mehr oder minder gewölbten Verlauf auf.

Die typologische Kennzeichnung der etwas eingehender behandelten sechs Gehirnschädel ist m. E. wie folgt und kurz gesagt zu geben: Die Schädel sind eher klein und ohne Betonung des Hinterhauptes in den

genannten drei Ansichten; dieses ist also weder ausgezogen in der Draufsicht und im Profile, noch stufig im Profile, auch nicht geradflächig bezüglich der Seitenwände in der Hinteransicht; die Schädel sind im Volumen eher gering; am meisten kennzeichnend ist die Draufsicht, die eine annähernd kreisförmige oder kurz- bis mäßiglang-bombige Form feststellen läßt.

Von den 90 erhaltenen *Zähnen*<sup>4)</sup> ist kein einziger kariös. Der M<sub>8</sub> ist, soweit feststellbar, normal ausgebildet und nur etwas kleiner als der M<sub>7</sub>, und dieser seinerseits nur etwas kleiner als der M<sub>6</sub>. Der genannte M<sub>8</sub> ist in der Draufsicht nicht kreisförmig, mehrhöckrig, und er sitzt normal in der Kau-Ebene, also ohne eine oder ohne eine deutliche Verkürzung des Platzes für die *Zahnleiste* im Unterkiefer. Mit Ausnahme des Schädels Nr. 2 zeigt sich das Verhältnis einer kontinuierlichen Verkleinerung in Richtung M<sub>6</sub> → M<sub>7</sub> → M<sub>8</sub>.

Die Betrachtung der *Schläfengegend*<sup>5)</sup> ist in der Lage, einige Elemente einer „progressiven“ Ausbildung zu zeigen, jedoch in geringer Ausprägung.

Von den zehn Individuen lassen sich Nr. 1, 2 und 9 als männlich, die Individuen Nr. 3, 4 und 5 als weiblich, die Individuen Nr. 6, 7 und 8 als dem Geschlecht nach unbestimmbar und schließlich das Individuum Nr. 10 als ein jugendlicher Mensch feststellen.

### III. Das vorläufige Ergebnis.

Die untersuchten zehn Schädel aus Ober-Rauhenödt weichen von den Formen der Gehirnschädel frühdeutscher<sup>6)</sup> und altslawischer<sup>7)</sup> Bevölkerungen ebenso deutlich ab wie von den Gehirnschädelformen der heutigen Bevölkerungen in den Dörfern und Märkten des Bezirkes Freistadt<sup>8)</sup>.

Die untersuchten Schädel besitzen Zähne mit nur mäßig „progressiven“ Merkmalen. Die Zähne sind außerdem kariesfrei.

Auch die sonstige Ausbildung der Feinmerkmale der untersuchten Schädel zeigt eine nur geringe „progressive“ Tendenz.

Wie in der Einleitung dieses kleinen Beitrages erwähnt werden mußte, gibt es für die Zeit des 11. bis 15. Jahrhunderts keine publizierten und mir bekannten Schädelmaterialien aus den benachbarten mitteleuropäischen Gegenden. Damit entfällt bis auf weiteres die Möglichkeit, die behandelten Schädel nach ihrer Form zu datieren. Wenn es mir auch als mehr wahrscheinlich erscheint, daß die Schädel eher in das Ende als in die Mitte der Zeit zwischen dem 11. und dem 15. Jahrhundert angesetzt werden können, so kann ich doch nicht diese früheren Jahrhunderte ausschließen. Auch die Feinmerkmale der Kiefer, der Zähne und des Hirnschädels lassen diese Möglichkeit offen.

## Anmerkungen.

<sup>1)</sup> Amilian Kloiber, 1951, Neue Quellen zur Bevölkerungsgeschichte und Besiedlungsgeographie Oberösterreichs. — Bundesland Oberösterreich / Jahrbuch 1951, Linz. — Die auf den Seiten 29, 31, 34 bis 37, 39 bis 41, 44 und 48 im Texte und in den Kärtchen erstmalig aufgezeigten 21 Gräberfundplätze in Oberösterreich *nördlich* der Donau sind hinsichtlich ihres anthropologischen Materials unveröffentlicht.

<sup>2)</sup> Amilian Kloiber, 1951, Anthropologische Untersuchungen in der Krypta zu St. Florian bei Linz. — Jb OÖ Mus Ver Bd 96. — Zur Datierung beigabenloser Skelette siehe die Seiten 179—180.

Amilian Kloiber, 1954, Anthropologische Auswertung der Skelette eines Doppelgrabes des 8. Jahrhunderts n. Chr. aus Enns, Oberösterreich. — Forschungen in Lauriacum, Bd 2. — Über die Notwendigkeit der Datierung beigabenloser Gräber siehe die Seiten 139—140.

<sup>3)</sup> Rudolf Martin, 1928, Lehrbuch der Anthropologie.

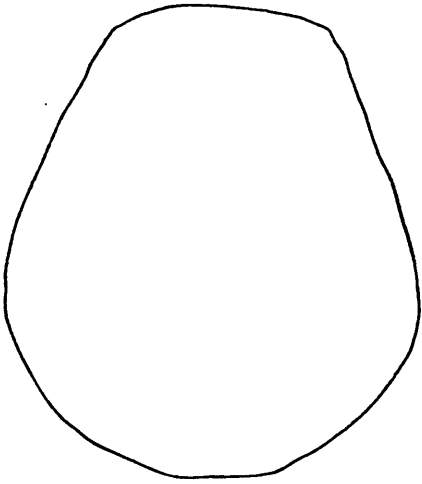
<sup>4)</sup> Amilian Kloiber, 1952, Über die Bevölkerung von Linz in den Jahren 200 bis 450 n. Chr. Geb. — Jahrbuch der Stadt Linz 1951. — Über die Auswertung der Zähne siehe die Seiten 507—508. Ferner bei <sup>5)</sup>, Seite 182.

<sup>5)</sup> Amilian Kloiber, 1951, Neue Quellen zur Stadt- und Besiedlungsgeschichte (von Linz). — Jahrbuch der Stadt Linz 1950. — Zur Kennzeichnung typischer Stadt- und typischer Bauernbevölkerungen siehe die Seiten 409—410. Siehe ferner bei <sup>6)</sup>, Seiten 506—509.

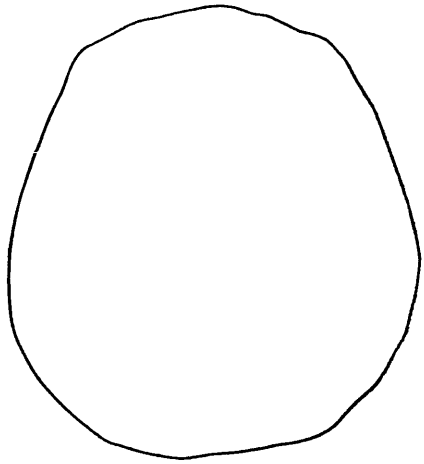
<sup>6)</sup> Amilian Kloiber, Manuskripte: Die Menschen des karolingerzeitlichen Gräberfeldes von Hainbuch an der Enns. — Die Menschen des frühdeutschen Gräberfeldes von Steinabrunn im nö. Weinviertel. — Die Skelette aus dem mittelalterlichen Friedhof der Martinskirche zu Linz.

<sup>7)</sup> Ilse Schwidetzky, Zur Rassenkunde der Altslawen. — Zeitschrift für Rassenkunde, Breslau, 1936.

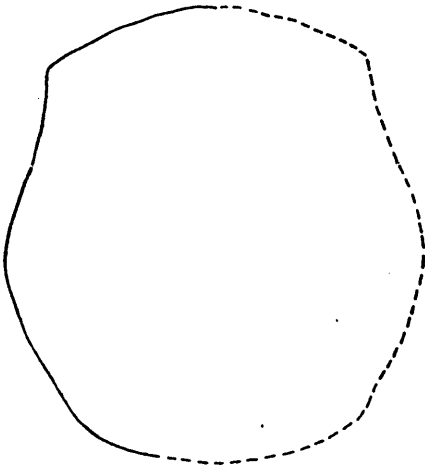
<sup>8)</sup> Amilian Kloiber, 1939, Die Rassen in Oberdonau. Ältere und neuere Untersuchungen 1883—1938. — JB. Ver. f. Landeskunde u. Heimatpflege i. Gau Oberdonau, 88. Bd. — Siehe den Längen-Breiten-Anzeiger des Kopfes von Soldaten aus der Zeit um 1890 aus dem Bezirk von Freistadt (Seite 348—350), das Untersuchungsgebiet des Jahres 1938 und die Gemeinden um Freistadt (Seite 358), sodann die Maße und den Längen-Breiten-Anzeiger für dieses Gebiet.



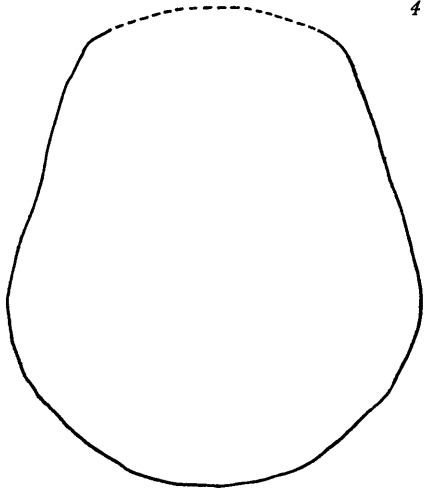
1



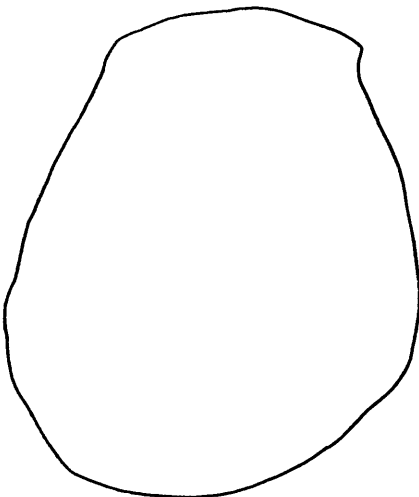
4



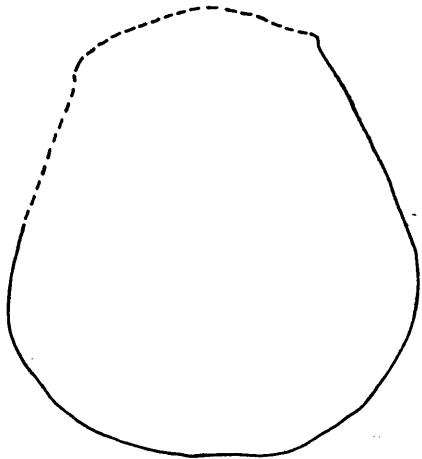
2



5



3



6

*Tafel IV Draufsicht der Gehirnschädel*